

DER MARIENBOTE

Mai 1956



Lob der Maienkönigin

Lobt ihr Täler, Hügel, Wälder,
Flüsse, Quellen, Wiesen, Felder,
Lobt der Jungfraun allerschönste,
Die der Schöpfer je erschuf!
Bächlein mit dem Murmelklange,
Vöglein mit dem Lustgesange,
Lobet eure große Herrin,
Bringet auch ihr Preis ihr dar!
Sprecht: O Jungfrau, wie entzücket
Uns die Schönheit, die dich schmücket!
Hoch gelobt und stets gepriesen
Sei der Gott, der dich erschuf!
Du bist Sonne, so genennet,
Weil dein Herz von Liebe brennet;
Du bist Mond, der herrlich leuchtet
Von des Himmels Reinigkeit.
Du bist Blume, Lilie, Rose;
Wohlgeruch entströmt dem Schoße;
Makel hast du nicht noch Flecken,
Bist ganz Liebenswürdigkeit.
Was den Herrn, der dich erzeuget,
Dir am meisten macht geneiget,
Ist, daß Er so schön dich siehet
Und dabei so demutreich.
Schöne Jungfrau, Gottgeliebte,
Deren Herz stets Liebe übte,
Sieh, so sehr dein Sohn dich liebet —
Hab' Erbarmen du mit uns!

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

24. Jahrgang | Mai 1956 Battleford, Sask. | No. 8

Dies und Das

Papst Pius XII. an die Welt von 1956

„Jesus Christus ist der feste Halt der Menschheit, nicht nur im sozialen und geschichtlichen Leben, sondern auch im Leben der einzelnen Christen, und zwar derart, daß wie alles durch Ihn geworden ist und nichts ohne Ihn" (Joh. 1:3), so auch niemand ohne Ihn Werke, die der göttlichen Weisheit und Herrlichkeit würdig wären, vollbringen kann."

So sprach Papst Pius XII. am Weihnachtsabend 1955 zur modernen Welt. „Mit zagender Besorgnis" fragte er die Völker und die Millionen Einzelmenschen der von Christus erlösten Welt, ob sie wohl noch in der geistigen Verfassung seien, bei der Botschaft von der Geburt des Herrn vom Empfinden eines heiligen Staunens ergriffen und so hingerissen zu werden, wie die Hirten, die vor der Größe und Majestät des menschgewordenen Gottes anbetend in die Knie sanken.

Geblendet vom Glanz seiner eigenen Werke ist der „Mensch, der sozusagen überzeugt ist von seinem erhöhten Können und geneigt, die eigene Größe zu bemessen an der Macht seiner Instrumente, Organisationen und seiner Waffen." So beschäftigt ist der Mensch mit sich selst, so eingenommen und so überzeugt von seinem Können, daß er nicht mehr sieht, wo die „Quelle und die Krönung" seiner Werke eigentlich liegt, und auch nicht mehr hinüberschaut in jene Bereiche des wirklich unbegrenzten Glanzes, die „außer und über der Welt der Wissenschaft und Technik" zu suchen sind.

Gott ist wohl noch da — für den, der ihn für sein privates Glaubensleben haben will. Im Planen der Weltendinge ist Gott nicht mehr. Da glaubt man an das „Wohnen Gottes unter uns" nicht mehr. Was sollte auch Gott in der Technik und in der Wissenschaft? Sein Gebiet ist die Religion, und die steht jedem — wenigstens noch hier in der Welt des Westens — frei.

„Ähnlich den Erbauern des Turmes von Babel, träumen (die Menschen von heute) von einer unwirklichen „Vergöttlichung des Menschen", die geeignet und genügend wäre für jedes Erfordernis des körperlichen und geistigen Lebens", rief Pius XII., und er weiß ganz genau, was er damit sagen will. Es handelt sich hier um eine große, ewige Wahrheit, die heute nicht nur von Atheisten und Neuheiden geleugnet wird, sondern auch schon im Denken und Urteil vieler Gottgläubiger an Wichtigkeit und an Klarheit verliert: Um die Wahrheit, daß Gott die Macht ist, von der alles abhängt und von der alles kommt, was dem Menschen für das Wohl des Körpers und für den Frieden der Seele notwendig ist.

Während unsere Tageszeitungen und das Radio uns tagtäglich von Kriegsgefahr und der möglichen vollständigen Zerstörung ganzer Länder sprechen, schreiben andere Zeitschriften von einer Zukunft, die viel rosiger aussieht. Falls alles gut geht und

die „große Zerstörung“ nicht kommen sollte, verspricht man uns für das Jahr 1975 schon eine technisch und geistig so hoch entwickelte Welt, daß Kriege, Armut und Not einfach verschwinden müssen.

Nahrung für alle — und noch für viel mehr Menschen — wird genügend vorhanden sein. Die für 1975 versprochene „Neukost“, deren Name „Plankton“ ist, wird von der Seewirtschaft erzeugt werden. Bisher haben nur die Seefische von diesem hochwertigen Nahrungsmittel gelebt. Es besteht aus mikroskopisch kleinen Lebewesen, bekannt als „Algen“, die Eiweis, Zucker und Fett enthalten und den Seepflanzen und -tieren entnommen werden. Schwimmende Fabriken werden diese Algen zu verschiedene feste, flüssige, mehl- oder fleischartige Rohstoffe verarbeiten.

Im Haushalt, dessen Küche und Zimmer nicht mehr von Glühbirnen sondern durch Elektrolumineszenz unmittelbar aus der Wand farbig beleuchtet werden, wird der Hausfrau fast alle Arbeit abgenommen sein. Wasch- und Plättmaschinen, Kunststoffgeschirr, Nahrungspillen, Einkaufen durch das „Bildtelephon“, das alle Waren der fernentlegensten Geschäftshäusern zur Auswahl zeigt, und Druckluftpost, die die ausgewählten Sachen aus den Geschäften ins Haus bringt, sind ein paar der Neuerungen für den Haushalt von morgen.

Automatische Fabriken werden die Arbeitswoche der Verdiener auf 24 Stunden herabsenken. Dem Landmann werden angelernte Affen helfen, die einfachen und mehr mechanischen Arbeiten zu verrichten. (So schreibt Sir George Thomson in seinem 1955 erschienenen Buch „The Forseeable Future“, Cambridge University Press. Der englische Botaniker Dr. Corner hat auch schon die ersten Versuche gemacht: Er hat malaische Affen trainiert, Blüten aus hohen Baumkronen im malaischen Dschungel zu pflücken und in Haufen zu stapeln. Der Versuch ist gelungen.)

Im Büro wird die „Sprechschreibmaschine“ und die „Übersetzungsmaschine“ alle Arbeit vereinfachen. Delphin-Schiffe, die den Widerstand des Wassers auf ein Hundertstel reduzieren und — unter Wasser — mit einer Stundengeschwindigkeit von 200 Meilen fahren (nicht zu reden von den kommenden Schnellflugzeugen!) und Helicopter (statt Auto), die eine Geschwindigkeit bis zu 600 Stundenmeilen entwickeln, werden uns die Zeit des Reisens verkürzen.

Da alles dieses — und noch vieles mehr! — uns äußerst viel an Zeit und Arbeit abnehmen wird, stellt sich uns das Problem: Was werden wir mit unserer Freizeit tun? Man ist heute schon höchst besorgt darüber. Nach einem Forschungsbericht von Dr. W. Melville Arnold (Universität Birmingham) unter dem Titel „Harmful Rest“, auch nach „Boredom: Killer Within“ von Austin H. Phelps (1953, American Medical Association) verkürzen Müssiggang und Langeweile das Leben des Menschen. Auch hat die moderne Psychologie „bewiesen“, daß viele Verbrechen aus „Langeweile“ begangen werden.

Man wird, um den Menschen lange Lenbenszeit und Seelenfrieden zu sichern und um Verbrechen aus der Welt zu schaffen, auch sozial für die Menschen von morgen sorgen müssen. Denn „nicht allein vom Brot“ lebt ja der Mensch. Er braucht noch vieles andere mehr. Wie zum Beispiel Hobbies oder Lieblingsbeschäftigungen, die das kommende Zeitalter zur höchsten Kulturstufe entwickeln will. Verbrecher wird man nicht mehr ins Gefängnis schicken, sondern in „Freizeitlager“, wo sie mit Stimulationsdrogen und anderen Mitteln dazu erzogen werden, Interesse an Hobbies zu finden.

Als „Ersatz“ für die ewigen Kriege wird der „Berufssport“ eingeführt werden. Er wird die dem Menschen tief im Blut steckende Angriffslust zur friedlichen Betätigung führen.

Das sind so ein paar der Dinge von morgen. Sachen, die nicht „erträumt“ sind, sondern sich auf Gewißheiten stützen. Im Plan, in Zeichnungen und Laboratorien der technischen und sozialen Wissenschaft bestehen sie heute schon.

Die Kirche weiß von diesen Dingen. Sie ist nicht gegen Entwicklung und Fortschritt: Es soll und es darf aber der Mensch nicht vergessen, warnte Papst Pius XII., daß wir nicht allein sind. „Der Mensch lebt zusammen mit Christus, dem menschgewordenen Gott, hier auf Erden!“ Das „Wohnen Gottes unter uns“ ist eine Tatsache von größten Folgen für das Wohl und Weh der Menschheit, die wir nicht mehr aus der Welt schaffen können, mögen wir auch tun und denken was wir wollen. Christus ist mit uns hier, „als Hirt und Hüter unserer Seelen.“ Nach Gottes Plan habe der Mensch sein Denken und sein Tun dem Welterlöser als Freund, Schüler und gleichsam Mitarbeiter zur Seite zu stellen, um von Christus gehoben und gehalten zu werden, damit der Mensch die Welt meistere „nach den göttlichen Richtlinien.“

Diese „göttlichen Richtlinien“ sprechen aber von ganz anderen Dingen, die der Mensch noch hinzubraucht zu seinem Brot, als es uns die Welt „wissenschaftlich“ klarzulegen sucht. Die göttlichen Richtlinien reden von Dingen, die man sich holen muß von Gott! „Alles gehört euch“, betonte Pius XII. in seiner Weihnachtsansprache mit den Worten der

Heiligen Schrift (1 Kor. 3:23). „Ihr aber gehört Christus und Christus ist Gott!"

Und der Papst fuhr fort: „Wer aus dieser unzerstörbaren Ordnung Gott und Christus fallen lassen wollte, um von den Worten des Apostels nur das Recht der Menschen auf diese Dinge (der Erde) festzuhalten, der würde einen wesentlichen Bruch im Plane des Schöpfers vollziehen. . . . . Reichtum und Werke, die Pläne und die Erfindungen, Ruhm und Qual der modernen Zeit müssen im Hinblick auf den **Mensch als Ebenbild Gottes** betrachtet werden. . . . Wenn das, was man Fortschritt nennt, nicht vereinbar ist mit den Gesetzen der göttlichen Weltordnung, so ist es **weder gut noch ein Fortschritt,** sondern ein Weg zum Verderben. Vor dem unvermeidlichen Ende werden weder die vollkommenste Kunst der Organisation, noch die entwickelten Methoden der Berechnung bewahren, welche die innere Festigkeit des Menschen nicht zu schaffen und noch weniger zu ersetzen vermögen."

Um die „innere Festigkeit" im Wahren, im Guten, vor allen Dingen aber **im Übernatürlichen** geht es hier. Gott ist da. Er lebt als persönliches, allmächtiges Wesen über uns, und Er hat als Wahrheit, als Weg und als Leben Wohnung unter uns genommen, um uns zu geben die **Kultur Seiner Welten.** Für diese Welten Gottes ist der Mensch erschaffen, in ihnen zu leben hier auf Erden und für alle Ewigkeit des Jenseits ist er berufen. „Ihr aber seid Christi Eigentum", heißt das Gesetz der Weltordnung Gottes, und höchstes Ziel und höchster Zweck aller Kultur und Fortschrittes ist: Aufzubauen das Ebenbild Gottes im Menschen, und aufzubauen das Ebenbild der Gerechtigkeit, der Güte, der Wahrheit und der ewigen Ordnung Gottes in der Welt des Erschaffenen.

In höchster Besorgnis sieht der Stellvertreter Christi auf Erden, was wir alle sehen, wenn wir nur richtig in uns und um uns herumschauen. Wenn wir uns umschauen nicht mit den Augen der Welt, sondern mit den Augen des Glaubens. Es sieht der heilige Vater, daß man heute schon selbst in noch glaubenden Kreisen damit beginnt, immer mehr der Jenseitsgeschichte zu streichen. Gottesverherrlichung durch Anbetung, Danken und Bitten, Treue zu den Gesetzen des Herrn durch grundsätzliche Tugend bis zum Kreuz, ein Planen der Weltdinge und auch der Hauswirtschaft, der Arbeit, Verwaltung, Erziehung und Erholung, fußend auf der allerersten und wichtigsten aller Fragen: „Wie will es Gott?", sind so einige dieser Gesetze, denen wir uns nicht mehr beugen, ja, die uns langsam sogar aus dem Gedächtnis kommen.

„Geliebte Söhne und Töchter", schließt Pius XII. seine Ansprache, „in der bescheidenen Krippe des fleischgewordenen Sohnes Gottes sind die unermeßlichen Hoffnungen der Menschengeschlechter beschlossen; in Ihm, mit Ihm und durch Ihn ist das Heil, die Sicherheit, das zeitliche und ewige Los der Menschheit. Allen und jedem steht der Weg offen, hinzutreten zu (Ihm), um aus der Belehrung, dem Beispiel der Freigebigkeit des Gott-Menschen ihren Anteil an den für das gegenwärtige und ewige Leben notwendigen Gnaden und Gütern zu schöpfen. . . ." Einfügen müssen wir in alle unsere Pläne, in unser Können, Wissen und Handeln „den höchsten und entscheidendsten Wert: Gott und Seinen Christus!"

So nur kann sie kommen, die „Schönere Zukunft" des kreuzerlösten Menschen.

– Der Schriftleiter

„Des Gott-Menschen Kommen zeigt, daß Christus beabsichtigte sich zum Führer der Menschen und zu ihrer Stütze in der Geschichte und Gesellschaft zu machen. Die Tatsache, daß der Mensch im gegenwärtigen technischen und industriellen Zeitalter eine staunenswerte Macht über die organischen und unorganischen Dinge gewonnen hat, stellt keinen Titel dar auf Befreiung von der Pflicht, sich Christus, dem König der Geschichte, unterzuordnen, noch vermindert sie die für den Menschen bestehende Notwendigkeit, von Ihm gehalten und gestützt zu werden."

Pius XII., Weihnacht 1955

Vor einem alten Marienbild

Du bist nicht schön
und nicht aus edlem Holz,
doch warst du immer meiner Andacht Bild.
Ließ nicht der Herr erstehn
den Menschen voller Stolz
aus Staub, als Kron' im irdischen Gefild?
Es mögen wohl die Reichen dich umgeben
mit Gold und edelem Gestein
und was ein Künstler je erfand!
Doch, ist wohl größer ihr Erleben?
Dein Bild verklärte stets mein Sein,
wenn ich in Andacht vor dir stand.
Ich bin nun alt, wie du,
nur eines ist mein Flehen:
„Du warst mein Trost im Leben,
und gehe ich zur sel'gen Ruh,
dann mög' ein neues Bild erstehen.
Was es mir war, das mög' es andern geben!"

Fritz Bolzau

---

wir es heute gewohnt sind. Auf Schritt und Tritt begegnete man in den Tagen der Vergangenheit Maria. Die gelehrte Marientheologie ist heute weiter, als selbst das Denken der größten Theologen der frühen Kirche und des Mittelalters ging. An Marienfrömmigkeit haben uns die Jahrhunderte der Vergangenheit aber doch noch vieles zu geben. Heute noch stehen die Menschen bewundernd vor den Werken zu Ehren Mariens, hervorgebracht von den hohen Künstlern des Kirchenbaus, der Musik, der Dichtung, der Bildhauerei, der Schnitzerei, Malerei, Stickerei, der Goldschmiede, Seidenweber, usw usw.

Neben der von kunstsinnigen Menschen gezüchteten Edelrose läßt Gott immer wieder das schlichte Feldblümlein blühen, und neben der Melodie der hohen Musik singt immer das Volkslied. Und beides, Edelrose und Feldblume, hohe Musik und Volkslied, sind gleich an Adel und Form, gleich an Adel des Empfindens und des Ausdruckes.

Staunend steht man vor den Kunstwerken, geschaffen zu Ehren der Jungfrau. Staunend steht man aber auch vor der Fülle des Empfindens, dem das gläubig-warme Herz des einfachen Volkes in seiner schlichten Weise Ausdruck gibt zu Ehren der Jungfrau Maria, zu lieben seine „Liebe Frau". Ein wahres Kunstwerk — bescheiden, doch ebenso duftend und edel wie das unter trockenen Blättern, dürren Gräsern und Reisig blühende Märzveilchen — ist allein schon das, was in der Liste der Marienfeste lebt und singt, bittet, hofft und liebt, die im Maimonat in den verschiedensten Städten und Winkeln der großen Welt begangen werden.

Das Volk freut sich an Maria. Sie ist alle „Ursache unserer Freude" (gefeiert am Sonntag vor Pfingsten, Notre Dame de Soissions, Frankreich.) Sie ist die „Mutter der schönen Liebe" (31. Mai, Spanien) und die „Mutter der Milde" (2. Sonntag im Mai, S. Ignazio, Rom). Zu ihr kann man gehen mit jeder Bitte und in aller Not, denn sie ist immer die „Mutter vom Guten Erfolg" (1. Maisonntag, Bon Success, Brüssel, Belgien, Notre Dame de Finisterre). Sie ist die „Odigitria", die Wegweiserin und Wegleiterin (2. Mittwoch im Mai, Kloster Putival, Smolensk). Und man geht auch zu ihr, denn sie ist die Königin aller himmlischen Helfer: die „Königin der Apostel" (Samstag nach Christi Himmelfahrt), ja, die Königin aller Heiligen" (31. Mai).

Man braucht aber erst gar nicht zu Maria zu gehen. Sie ist immer und überall bei ihren Kindern, ganz gleich wo sie sind und wo sie werken. Sie ist „Unsere Liebe Frau vom Dörfchen" (4. Sonntag nach Ostern, Queretaro, Mexico) und „von der weiten Ebene" draußen vor dem Dörfchen (de los Llanos, bei Albacete in Murcia, Spanien). Auch „Unsere Liebe Frau von den Kühen" ist sie, die auf den Wiesen der Ebene grasen (2. Sonntag im Mai, Avila, Spanien). Hinter den Wiesen liegt der Wald, von dem der Mensch lebt. „Unsere Liebe Frau vom Wäldchen" wacht über ihn (9. Mai, Lombardei). Den Holzfäller aber behütet „Unsere Liebe Frau von der Esche" (11 Mai, Franziskanerkirche zu Fescara bei Verona, Italien) und „Unsere Liebe Frau von der Säge" (de la Sierra, 1. Sonntag im Mai, Biel, Arragonien, Spanien).

Dafür gibt man ihr zu Hause auch das Schönste, das uns in unseren Gärten blüht. Sie ist „Unsere Liebe Frau von der Blume" (15. Mai, Onano, Italien) und „von der Rose" (4. Mai, S. Margherita, Ligurien). Ihr zu Ehren feiert man das „Rosenkranzfest der Allerseligsten Jungfrau" (1. Sonntag im Mai, bei den Dominikanern Spaniens). Sie ist aber auch „Unsere Liebe Frau vom Dorn" der Rose und des Lebens (de l'Espine, 5. Sonntag nach Ostern, Chalons-sur-Marne, Frankreich).

Maria, die „Quelle der Gnaden" (1. Sonntag im Mai, Tivoli, Italien), wacht als „Unsere Liebe Frau vom Brunnen" (3. Sonntag im Mai, Guacito, Monopolo, Italien), über das Trinkwasser, damit Mensch und Vieh nicht nur Nahrung, son-

dern auch Trank haben zur rechten Zeit.

„Unsere Liebe Frau von den Feldern" ist Maria (5. Sonntag nach Ostern, Notre Dame de Champs, Seez, Frankreich) und auch „vom Feldbau" (della cultura, Parabita, Nardo, Italien, 1. Sonntag im Mai). Dem Landmann aber, der dort im Sonnenbrand des hohen Mittags pflügt und schneidet, ist sie die „Liebe Frau vom Schweiße" (del Sudro, Ravenna, Italien, letzter Sonntag im Mai). Kommen Müdigkeit oder Krankheit, so erquickt und stärkt ihr Kind die „Mutter vom Weinstock" (della Vite, 18. Mai, Carbonario, Bari, Italien) und die „Mutter von den Heilskräften" der Kräuter und Blüten unserer Wiesen und Wälder (12. Mai, Amiens, Frankreich). Sie ist ja „Unsere Liebe Frau von der Gesundheit" (de la Sante, 2. Sonntag im Mai, Pontoise, Versailles, Frankreich).

Den Fischer und Seemann behütet sie als „Unsere Liebe Frau vom Hafen" (du Port, 15. Mai, Clermont, Frankreich). „vom Sturmwind" (17. Mai, S. Maria Nova, Tolentino), „vom See" (Sonntag vor Pfingsten, Bertinoro, Italien), „von der Welle" (1. Sonntag im Mai, Pinseque, Arag., Spanien) und „vom Felsen", an dem so oft zerschellt das Schifflein des Fischers (Kirchenprovinz Belem de Para, Brasilien, letzter Maitag).

Jedem, der Städter und dem Dörfler, ist sie „Unsere Liebe Frau von der Straße" (della Strada, 24. Mai, Kapelle in der Kirche al Gesu, Rom). Ja, selbst in den düstersten Winkeln der Städte grüßt und beschützt uns „Unsere Liebe Frau von der Straßenecke" (del Cantone, 2. Sonntag im Mai, Mondigliana, Italien). Maria ist immer die „Mutter vom Guten Weg" (1. Donnerstag im Mai, Antipolo bei Malina). Geht man diesen Weg, dann kommt man ans Ziel. Denn Maria begleitet uns als die „Diakonissin" Christi (14. Mai, Konstantinopel). Sie ist ja nicht nur die „Hilfe der Christen" (24. Mai, sondern auch die Diakonissin, die Helferin Christi, der sich selbst ein Gesetz ins Herz geschrieben hat: Das Gesetz, uns immer nah zu sein mit Seinem Segen und mit Seiner Gnade, mit Seinem Schutz und Seiner Liebe. Alles das kommt uns von Ihm — und alles kommt uns immer durch Marias Hände, der „Mittlerin aller Gnaden" (14. Mai).

Maria ist überall dort, wo Gott ist, wo Gott wirkt und wo Gott angebetet wird. Überall im Himmel und auf Erden, und überall als Königin. Zur „Königin der Krone Polens" (1. Mai) wurde sie bereits im Jahre 1656 erhoben. „Maria Königin" über alle, die im Himmel vor Gott leben, Königin auch über alle Täler und Höhen und Häuser der Menschen, über alle Reiche der Welt und über alles Schaffen und Pflanzen und Beten und Leiden auf Erden feiern wir am 31. Mai.

Leise steigt aus unseren Herzen ein Gebet zur „Mutter nimm mich nicht weg von dir" (Nolli me tollere, 3. Sonntag im Mai, Kapuzinerkirche zu Sorso, Sardinien). Ein heißes, drängendes Bitten, daß sie auch Königin werde über alles in unserem persönlichen Leben. Wo sie herrscht mit heiliger Hand, da kommt die volle Unterwerfung unter Christi Joch der Liebe, und damit auch die Auferstehung zum vollen Leben in Christus und mit Christus zur Ehre des Vaters.

DER GOTT DER LEBENDIGEN

Ich weiß, du bist kein Gott der Toten, sondern ein Gott der Lebendigen; ich werde nicht anbeten die Schemen und Puppen, nicht Diana, nicht die Pflicht, nicht die Freiheit, nicht den Fortschritt und nicht den Stier Apis. Eure „Schöpfer" aber und eure „Helden", eure großen Männer und Übermenschen, — mich ekeln alle diese Zerrbilder an, denn unter den Toten bin ich nicht frei. Und ich bin mitten unter den Dingen, die sind, und zwinge sie, als ein Notwendiges mich zu erhalten. Und ich möchte keinem Dinge überlegen sein, sondern will ein wirklicher Mensch sein. So wirklich, wie du vollkommen bist, wie du wirklich lebendig bist unter den wahrhaften Geistern.

Paul Claudel

Aus der katholischen Welt

Indien — Zu viele Priesterberufe. 70 Prozent aller Priesteraspiranten müssen im südindischen altchristlichen Malabar-Gebiet zurückgewiesen werden, weil es in den Diözesan-Seminaren an Platz mangelt. Die priesterarmen Missionsdiözesen des Nordens können diesen Ueberfluss an Berufen auch nur zum Teil auffangen, weil sie in ihren materiellen Mitteln beschränkt sind. Im Malabar-Gebiet zählen allein die beiden unierten Kirchen des syrischen Ritus 1200 Priester für 1,3 Millionen Katholiken, so dass in den beiden Diözesen des syro-malankaresischen Ritus auf 412 Katholiken je ein Priester entfällt. Drei günstige Voraussetzungen für einen Priesterreichtum sind im Malabar-Gebiet verwirklicht: ein lebendiger Glaube, der bis in die Urzeit des Christentums zurückreicht, ein gesundes, sittenstrenges Familienleben mit einem Durchschnitt von fünf bis zehn Kindern und ein hochentwickeltes Schulwesen.

Australien — 25 Prozent mehr Katholiken. Durch die starke Einwanderungswelle in Australien ist die Zahl der Katholiken in diesem Erdteil seit 1947 um 25 Prozent gestiegen. Die Kirche hat grosse Mühe, den dadurch entstandenen Anforderungen zu genügen. Vorgesehen sind die Errichtung neuer Pfarreien, der Bau von katholischen Schulen und die Erweiterung der Betreuung der Immigranten, die aus den verschiedensten Ländern stammen. Allein in der Pfarrei S. Alban bei Melbourne werden von den Gläubigen acht Sprachen gesprochen. Die Pfarrei besteht zu 85 Prozent aus Einwanderern.

Italien — Bombenanschlag auf Erzbischöfliches Palais. Unbekannte Täter haben am 5. Januar einen Bombenanschlag auf das Erzbischöfliche Palais in Mailand verübt, bei dem schwere Schäden entstanden, aber keine Personen verletzt wurden. Die Bombe explodierte um 1.37 Uhr auf dem Fenstersims des Palais. Es ist auffallend, dass das Attentat genau am ersten Jahrestag der Ankunft des neuen Erzbischofs, Msgr. Montini, verübt wurde. Papst Pius XII. hat Erzbischof Montini ein Telegramm übersand: Mit tiefem Schmerz vernehmen Wir die Nachricht von dem schweren Attentat gegen das Erzbischöfliche Palais. Während Wir göttliches Erbarmen für jene erflehen, die einen Akt vollbracht haben, den jeder Rechtdenkende verurteilt, möchten Wir Eurer Excellenz und der ganzen Erzdiözese, die, wie Wir wissen, ihren seeleneifrigen Oberhirten mit soviel Liebe umgibt, Unseren tröstenden Apostolischen Segen übermitteln.

Jugoslawien — Der totgeglaubte Jesuitenpater Wendelin Gruber traf jetzt nach langjähriger Zuchthaushaft in Jugoslawien überraschend mit einem Transport Volksdeutscher über das Durchgangslager Piding in München ein. Der 42jährige Pater, für den seine Angehörigen bereits ein Requiem halten liessen, wurde nach dem Krieg in Jugoslawien wegen angeblicher staatsfeindlicher Tätigkeit verhaftet. Eineinhalb Jahre war in den Vernichtungslagern der Wolwodina, bis er vor einem Volksgericht des Titoregimes zu vierzehn Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Man beschuldigte ihn, "Spion des Vatikans" zu sein. Im Zuchthaus Mitroviza musste er dann schwerste Arbeit verrichten.

Schweiz — Gegen die Durchführung von Autorennen haben sich die Kirchen der Schweiz in einer gemeinsamen Erklärung ausgesprochen. "Wir leben in einer Zeit, da der Mensch dank den vom Schöpfer geschenkten Gaben eine unerhörte Gewalt über die Natur erobert hat", heisst es in der Erklärung. "Wir sind daran, uns an unserer Kraft zu berauschen; wir sind daran, die Grenzen zu überschreiten, die uns gesetzt sind." Die Katastrophe von Le Mans rede laut, noch lauter aber die erschreckende Gesinnung der Rennleitung, die ehrfurchtslos erklärt habe: "Das Rennen geht weiter!" Die schweizerischen Kirchen danken dem Organisationskommitee "Grand Prix" von Bern, dass es für 1955 das Rennen absagte, und bezeichnen diesen Entschluss als "eine Tat der Pietät und der Vernuft." "Unser Wort richtet sich nicht gegen den Sport", wird in der Erklärung betont. "Wir bejahen den edlen Wettkampf, in dem der Mensch sich mit dem Menschen bis zu den Grenzen seiner Leistungsfähigkeit misst und sich selber erkennt." Beim modernen Autorennen aber sei es nicht mehr der Mensch, der die Maschine prüft. Vielmehr stelle die Maschine den Menschen bis zum Zerreissen auf die Probe. Das habe mit Sport nichts mehr zu tun.

76 MAL "NJET"

Wir alle wissen es: Dieses kleine Wort, dieses russische "Njet", ist zu einem Würgegriff für die ganze Welt geworden. Es ist wie ein Dolchstoss, der mit tödlicher Sicherheit sein Ziel trifft und seinen Zweck erreicht. In der Generalversammlung der Vereinten Nationen haben die Vertreter der Sowjetunion bisher 76mal ihr "Njet" gesprochen und damit immer wieder Pläne, Wünsche und Hoffnungen auf eine bessere, eine friedlichere Zukunft zunichte gemacht. Das letzte Veto der Sowjetunion richtete sich gegen einen amerikani-

schen Vorschlag, die Sitzungen der Vereinten Nationen künftig jedesmal durch ein Gebet einzuleiten, das ein Priester sprechen sollte. Dieser Vorschlag sei nicht notwendig, so lautete die russische Antwort. — Man kann sich eigentlich noch nicht einmal wundern darüber; denn dieses Veto gegen Gott ist in letzter Konsequenz die höchste Weisheit des Kommunismus und seine ganze Grundlage. Eines aber hat dieses neuerliche "Njet" wieder gezeigt: Alle angeblich echten Bemühungen, mit den Katholiken der Welt in ein fruchtbringendes Gespräch zu kommen sind von seiten der Kommunisten nur billige Manöver, sind faule Methoden, mit denen sie sich irgendwelche Erfolge im Rahmen ihrer Welteroberungspolitik versprechen. Für uns aber dürfte folgendes klar sein: Wer mit Gott keine Gespräche führen will, wer dafür nur ein frostiges "Njet" übrig hat, der kann auch nicht die Absicht haben, sein Verhältnis zu den Menschen vertrauensvoll und in Frieden zu gestalten. Hier liegt letztlich der Grund, warum unsere heutige Welt so zerrissen und gespalten ist.

"MANN DES JAHRES"

In Amerika gibt es ihn schon seit langem, den "Mann des Jahres." Gott sei Dank handelt es sich dabei nicht um einen "schönen" Mann oder einen charmanten, einen muskelstarken oder reichen. Nein, bei diesem "Mann des Jahres" geht es um andere Dinge als bei irgendwelchen merkwürdigen Miss-Wahlen. Aber nehmen wir ein Beispiel, das vielleicht besonders geeignet ist, die Sache zu erklären. Die jüdische Organisation in Massachusetts, "B'Nai, B'Rith", hat als "Mann des Jahres 1955" den katholischen Erzbischof von Boston, Richard Cushing, gewählt. Dabei waren folgende Ueberlegungen wichtig: Msgr. Cushing ist ein sympathischer Mensch. Er hat lange Jahre hindurch mit grossen Einsatz für die Verbrüderung unter den Menschen gekämpft und sich insbesondere für die Formung der menschlichen Gemeinschaft unter Gott eingesetzt. — Diese Erwägungen waren bei der Vergebung des Titels "Mann des Jahres 1955" ausschlaggebend. Wir wollen nun durchaus nicht für den Import dieses amerikanischen Brauches plädieren und geben gerne zu, dass bei der Wahl zum "Mann des Jahres" auch Dinge unterlaufen können, die dem Titel in gar keiner Weise gerecht werden. Aber darum geht es nicht. Im vorliegenden Fall möchten wir nur die Tatsache festhalten, dass eine grosse jüdische Organisation, der man sicherlich keine Leichtfertigkeit unterschieben darf, einen katholischen Bischof so stark in den Vordergrund gestellt und ihn damit ja auch allen jüdischen Mitgliedern als vorbildlich empfohlen hat. — In diesem Zusammenhang eine Frage: Was tun wir eigentlich zur Formung einer grossen menschlichen Gemeinschaft, die sich in allen Dingen vor Gott verantwortlich weiss?

Gleichberechtigung der Frau!

(Einmal anders gesehen!)

Im Rahmen der Ehe- und Familienrechtsreform ist die Gleichberechtigung der Frau das Zentralproblem der gesetzgeberischen Arbeiten. Manche Reformvorschläge führen dabei zu den merkwürdigsten Ergebnissen. Die Rechtssprechung, welche seit dem 1. 4. 1953 „rechtsschöpferisch" tätig sein muß, weil das entsprechende Änderungsgesetz nicht rechtzeitig vom Bundestag verabschiedet worden ist, führt zu den tollsten Blüten im Rechtsleben. So wurde z. B. der Mann im Hinblick auf die Gleichberechtigung der Frau von der widernatürlichen Unzucht nach § 175 RStGB freigesprochen, weil das Strafgesetzbuch eine entsprechende Bestrafung der Frau nicht kennt, oder der wegen erschwerter Kuppelei angeklagte Ehemann wurde wegen des Erschwerungsgrundes nicht besonders bestraft, weil das bisherige Recht dem Gleichheitsgedanken widerspricht. Solche Ergebnisse, welche in Zukunft sich zweifellos noch vermehren werden, beweisen zur Genüge, daß der einzig wahre und natürliche Boden, auf dem allein die Frage der Gleichberechtigung gelöst werden kann, schon verlassen und das Tor für die mannigfachsten Irrwege geöffnet ist.

Welch ganz anderen Geist atmet doch ein Spruch mit der Überschrift „Frauenrecht", welcher in der altehrwürdigen Pfarrkirche (ehemalige Klosterkirche) zu Prien am Chiemsee aufgehängt ist. Wenn „Frauenrecht" in dieser Sicht in das Volksleben hineingetragen würde, dann müßte sich mancher Rechtsreformer in Ehe und Familie beschämt zurückziehen. Der Spruch, dessen Verfasser unbekannt ist, hat folgenden Wortlaut:

„Das Recht zu dienen und zu lieben,
das Recht Barmherzigkeit zu üben,
das Recht die Kindlein sanft zu hegen,
zu ziehen, lehren mahnen pflegen,
das Recht, wenn alles schläft, zu wachen,
das Recht im Dunkeln Licht zu machen,
das Recht, gekränkt, mit sanfter Würde
zu tragen andrer Last und Bürde,
das Recht, wenn trübe Zweifel walten,
den Glauben fest und treu zu halten,
das Recht ohn' Ende zu verzeih'n,
das Recht ein ganzes Weib zu sein,
voll wahrer Güte, fromm und echt:
das ist das schönste Frauenrecht."

Möge wenigstens die noch christliche Frauenwelt ihr Frauenrecht auf diesem Boden hüten und bewahren, dann wird der Zukunft unserer Ehen und Familien der größte Dienst erwiesen! Dr. E. M.



Mahnung an die Christen im Industriezeitalter

Papst Pius XII., Weihnachtsansprache 1955

In der Weihnachtsbotschaft des vergangenen Jahres setzten Wir die Auffassung der Kirche über den Kommunismus auseinander, und nun beabsichtigen Wir, sie noch einmal zu bestätigen. Wir weisen den Kommunismus als gesellschaftliches System zurück, kraft der christlichen Lehre, und müssen dabei in besonderer Weise die Grundlagen des Naturrechts betonen. Aus demselben Grund verwerfen Wir auch die Meinung, der Christ müsse heute den Kommunismus sehen als eine Erscheinung oder Etappe des Geschichtsablaufes, gleichsam ein ihr notwendiges Entwicklungsmoment, und er müsse ihn darum wie von der göttlichen Vorsehung bestimmt hinnehmen.

Wir mahnen gerade jetzt die Christen des Industriezeitalters von neuem und im Geist Unserer letzten Vorgänger im höchsten Hirten- und Lehramt, sich **nicht zu begnügen** mit einem nur auf dem Leitwort und der Verteidigung einer inhaltlosen Freiheit fußenden Gegenkommunismus. **Wir fordern sie vielmehr auf** zum Bau einer Gesellschaft, in der die Sicherheit des Menschen auf der sittlichen Ordnung ruht, deren Notwendigkeit und Auswirkung Wir des öfteren auseinandergesetzt haben, auf daß sie die wahre Menschennatur widerspiegelt. Nun müßten die Christen, an die Wir Uns hier besonders wenden, besser als die anderen wissen, daß der menschgewordene Gottessohn der einzige feste Halt der Menschheit auch im sozialen und geschichtlichen Leben ist, und daß Er mit Annahme der Menschennatur ihre Würde bestätigt hat als Grundlage und Richtschnur jener sittlichen Ordnung. Es ist also der Christen vorzügliche Aufgabe, dahin zu wirken, daß die heutige Gesellschaft in ihrem Aufbau zurückkehre zu den vom fleischgewordenen Worte Gottes geheiligten Quellen. Sollten die Christen diese ihre Aufgabe vernachlässigen und so weit es auf sie ankommt die Ordnungskraft des Glaubens im öffentlichen Leben unwirksam lassen, würden sie einen Verrat begehen am Gott-Menschen, der sichtbar unter uns in der Krippe von Bethlehem erschienen ist.

Das möge genügen, den Ernst und die tiefe Begründung christlichen Wirkens in die Welt hinein zu bezeugen und sogleich jeglichen Verdacht zu beseitigen, als handle es sich um irdisches Machtstreben der Kirche.

Wenn sich also die Christen zu diesem Zweck in verschiedenen Gründungen und Organisationen vereinen, setzen sie sich kein anderes Ziel als den von Gott zum Besten der Welt gewollten Dienst. Aus diesem Grund, nicht aber aus Schwäche, verbinden die Christen sich unter einander. Aber sie — und sie vor allen — bleiben offen für jedes gesunde Unternehmen und für jeden wahren Fortschritt. Sie ziehen sich damit **nicht in ein Ghetto** zurück, wie um sich vor der Welt zu bewahren. Sich der Forderung des Gemeinwohls hingebend verachten sie nicht die anderen, die übrigens, wenn sie sich vom Licht der Vernunft belehren lassen, vom Lehrgut des Christentums wenigstens das annehmen können und müssen, was in ihm naturrechtlich begründet ist.

Hütet euch vor denen, die jenen christlichen Dienst an der Welt verachten und ihm ein sogenanntes „reines", „geistiges" Christentum entgegensetzen. Sie haben die göttliche Lehre gleich von ihrer Grundlage an nicht begriffen: Christus wahrer Gott, aber auch wahrer Mensch! Der Apostel Paulus läßt uns das volle, ungeteilte Wollen des Gott-Menschen, das auch diese irdische Welt zu ordnen bezweckt, erkennen, indem er ihm zwei bedeutsame Ehrentitel beilegt: Der „Mittler" und der „Mensch" (1 Tim. 2:5), ja, der Mensch, wie es ein jeder der von Ihm Erlösten ist. . . .

*

„Diese Stunde verlangt mit gebieterischer Stimme, daß die Kriegsziele und Friedensprogramme diktiert werden von höchster sittlicher Gesinnung. Sie dürfen als Zweck nur ein Werk der Verständigung und Eintracht unter den kriegführenden Völkern im Auge haben. Verlangt auch nicht von irgendeinem Mitglied der Völkerfamilie, auch wenn es klein und schwach ist, Verzicht auf wesentliche Rechte und Lebensnotwendigkeiten . . . Gebt bald der Menschheit einen Frieden, der das Menschengeschlecht wieder in Ehren herstellt vor sich selbst und vor der Geschichte."

Pius XII., Weihnachtsbotschaft 1943

Der Madonna Einkehr

Eine Erzählung aus den Tagen des Mathias Grünewald

von Richard E. Kuhn

Meister Mathis Gothart saß in seinem Arbeitsgemach vor dem Malgerät und schaute sinnend auf das Bild vor sich im Rahmen. Die Abendsonne sandte durch die spitzbogigen Fensterchen ihr letztes Gold in des Meisters Gemach und ließ den grausam zermarterten Christusleib des Bildes in seinen zahllosen Wunden erglühen. Der Meister faltete unwillkürlich die Hände und sein graues Haupt senkte sich. Sein eigenes Werk erschütterte ihn. Leidend wand sich vor ihm der Herr am Kreuze. Die Hände um die Nägel verkrampft in Todespein. Des Meisters Hände zitterten leicht. Unter dem Marterholze leuchteten fahl die leiddurchfurchten Gesichter Mariens und Johannes'. — Auf Mariens Antlitz blieb der Blick des Meisters haften. Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und dachte an seine liebe Gertrud, seines Lebens Gefährtin, die draußen vor dem Städtchen unter dem eichenen Kreuz der Auferstehung entgegenschlummerte. Unwillkürlich hat er sich ihr Gesicht aufgezeichnet. Wie sie vor seiner Seele stand, in den letzten Jahren ihres Leidens, so hatte er sie gemalt. . . . Ja, sie konnten zufrieden sein, die gestrengen Herren von Isenheim. Keiner ging an dem Bilde vorüber, ohne im Tiefsten seiner Seele erschüttert zu werden.

Da kam dem sinnenden Meister plötzlich ein Brief in den Sinn. Er trug das Siegel Herrn Maximilians, des allerdurchlauchtigsten Hochmeisters des deutschen Ordens. Ein geharnischter Bote hatte ihn gestern aus der Residenz im fernen Taubertal gebracht. — Der Meister war erst kürzlich zurückgekehrt und hatte ihn noch nicht lesen können. Hastig schritt er nun zum Wandschränkchen und nahm den Brief heraus. Knisternd zerbrach das große Siegel, und des Meisters Augen entzifferten die großen verschnörkelten Buchstaben. Raschelnd sank das Pergament aus seinen Händen, und wiederum tauchte der Blick seiner grauen Augen unter in der abendgoldenen Ferne. — Eine Madonna sollte er malen . . . wie hatte der Hochmeister geschrieben? . . . . Item wir Ritter des Deutschen Ordens Uns in ganz vorzüglicher Art der Verehrung unserer Lieben Frauen und allerseligsten Herren Christus befleißigen und uns verpflichtiget haben, malet uns ein Bildnis, das sie uns darstellet in Ihrer königlichen Pracht und himmlischen Glorie, daß sein Anblick einen jeden zur Andacht stimme, zur Erbauung, gereich. . . .

Ja, er wollte den Auftrag übernehmen. Eine stille Freude fiel in des alten Meisters Herz. O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria . . . So hatten sie neulich im Hochchor des Münsters zu Straßburg gesungen, als er durch seine weiten Hallen geschritten. Diese Worte des Meisters Bernhard wollte er mit seinem Pinsel verwirklichen soweit er die Macht hätte. Am nächsten Morgen, es war ein strahlend schöner Frühlingstag, an dem die Lerchen jubelnd ins Blaue stiegen und weiße Pracht die Bäume umhüllte, machte sich der Meister auf die Suche nach einem Modell zu seiner Madonna. Suchend wanderte er durch sein Heimatstädtchen. Alle begegneten sie ihm, deren Gesichter ihm als loses Engelsvolk entgegenlachten oder als ernste Ritter oder Heilige unter Helmen und Bischofsmützen würdig den Beschauer zur Andacht riefen, oder als fromme Frauen den Herrn halfen begraben oder als trauernde Schwestern der Madonna unter dem Kreuze standen. Sie alle lächelten dem Alten zu. Manches Mädchenherz schlug rascher bei dem Gedanken, der Meister könne es zum Urbild für eine Madonna nehmen. — Aber heute ging der Meister vorüber. Keines der lachenden Mädchengesichter schien ihm diesmal geeignet. Doch unermüdlich suchte er weiter. Er lief in die Dörfer der Umgebung, so weit ihn seine alten Beine trugen.

Doch die Sonne brannte heißer vom wolkenlosen Himmel, und die Glocken verkündeten den Mittag. Rastlos jedoch suchte er, bis die Bäume lange Schatten warfen und die Sonne sich zur Ruhe wandte. So trieb er es manchen Tag, und immer prächtiger zog der Frühling ins Mainland. Und so schritt er wieder eines lauen Frühlingsabends in der Umgebung seiner Heimatstadt dahin, mutlos und niedergeschlagen, denn noch immer hatte er die Frau, die seiner Madonna ähnlich wäre, nicht gefunden. So wollte er es, nur so, wie ihm ihr Bild in der Seele brannte. Müde und hoffnungslos setzte er sich nieder auf einen Steinblock, der rötlich im lichten Frühlingswald schimmerte. Sein müdes Greisenhaupt fiel tief vornüber. . . . Wie werde ich das Werk vollenden können? Ein fast ungestümes heiliges Verlangen erfüllte ihn und zugleich tiefe Niedergeschla-

genheit über sein vergebliches Suchen. Schon wollte er mißmutig nach Hause gehen, da fiel sein Auge auf eine Frau, die mit einem kleinen Kind auf dem Arm aus dem abendlichen Frühlingswald zurückkehrte. Sie hatte einen Strauß Blumen gepflückt, den das Kleine andächtig festhielt. Ein liebes, kleines Lockenköpfchen. Des Meisters müdes Auge ruhte mit Wohlgefallen auf ihm. Plötzlich gab es dem Meister einen jähen Ruck, und alle Müdigkeit fiel von ihm ab. Die Frau hatte ihr Umschlagetuch zurückgestreift und lächelte ihm mit gütigem Gesichte zu. — Das war es, das langersehnte, das Bild der Madonna, das Bild in des Meisters Seele. . . . .

Der Meister starrte sie an und war, obwohl außer sich vor Freude, wie festgebannt und wußte nicht, was er tun sollte. Ehrfürchtig sich verneigend, grüßte er sie, und lächelnd dankte sie ihm. Da riß sich der Meister los aus seiner Versunkenheit, es mußte sein! Langsam holte er sie ein auf dem abendlichen Waldweg und blieb bei ihr stehen. Sie schien eine junge Bauernfrau zu sein, die heimwärts ging. Einfach war ihre Kleidung. Doch noch nie hatte sie der Meister im Städtchen gesehen. . . . „Folgt mir, hohe Frau, ich bitte Euch!" Der Meister dachte es und verwunderte sich über seine eigenen Worte, die er zu einem schlichten Bauernweib sagte. Doch er hatte nicht anders gekonnt, etwas Hohes und Strahlendes lag in ihrem Blick.

Schweigend folgte ihm die Frau, ohne daß sie fragte weshalb und wohin; der Abend brach schon herein. Nur dieses Gesicht auf die Leinwand bringen, und er würde das Werk vollendet haben, so frohlockte es in seinem Herzen. — Willig nahm die Frau Platz auf einem Schemel in des Meisters Gemach. Hastig traf er die Vorbereitungen zum Malen. Alles ging im tiefsten Schweigen vor sich. Nur als draußen eine Amsel ihr Lied anstimmte, lachte das Kind und ballte jubelnd seine kleinen Fäustchen und barg sie an der Mutter Hals. Der Meister aber malte. Mit ein paar Pinselstrichen hatte er den Grund gelegt zu diesem wahrhaft überirdisch schönen Gesicht. —

Wieder fielen die Strahlen der Abendsonne durch das Fensterchen. Diesmal aber übergossen sie das mütterlich zarte Gesicht der Frau und ließen ihr blondes Haar erglänzen wie einen Heiligenschein. Der Meister vergaß alles, was um ihn war, nur das eine sah er, das wunderbare Antlitz der Frau. Es schien in ihm alles Schöne der Welt vereinigt, und der Meister malte, und vor ihm auf der Leinwand entstand das gleiche. Der Meister erschrak schier vor der Schönheit, die er malte. Dunkel war es geworden, er entzündete einen Kienspan und malte weiter. Jetzt hatte er das Gesicht der Frau vollendet . . . nun noch das Lockenköpfchen des Kindes. Es war wieder erwacht aus seinem Schlummer und lächelte ihn an. Fast schon hatte der Meister den letzten Pinselstrich getan, da erschien es ihm, als weite sich seine ärmliche Kammer zum Königssaal, und die Frau vor ihm sitze auf einem funkelnden Thron. Ein Kleid aus rotgoldenem Brokat umhüllte ihren Körper und fiel in schweren Falten zur Erde. Das einfache Umschlagtuch der Frau wurde zum goldgesäumten himmelblauen Überwurf und umschloß ihre Schultern in wunderbarem Gegensatz zu ihrem zarten Gesicht und ihrem Blondhaar. Jetzt aber erstrahlte dieses Antlitz in himmlischer Glorie und auch das des Kindes. Vor Staunen erstarrte der Meister und fiel auf die Knie. Wortlos stieg ein Dankgebet zu dem empor, der in Kindesgestalt in seiner Mutter Arm lag und den alten Meister segnete. Tief nahm der Meister das Bild auf in seine Seele. Er schloß die Augen. Eine liebe Stimme aber sprach: „Morgen wirst du bei uns sein und dich mit uns freuen . . ."

Als der Meister die Augen wieder öffnete, beleuchtete der Span ein himmlisch-schönes Gesicht auf der Leinwand; die Frau aber mit dem Kinde war fort. Doch deutlich sah der Meister noch alles vor sich in seiner ganzen Pracht. Dann aber malte er und malte immerfort nach dem strahlendem Bild in seiner Seele. Er ermüdete nicht, und der Pinsel flog ihm fast in seiner Hand. Ein herrliches Gewandstück nach dem andern entstand. Rechts neben der Madonna malte er ein Münster, ähnlich dem, in welchem er den Lobgesang der Allerreinsten gehört hatte. — Als aber der Morgen graute, da sah der Meister den Himmel offen, die Herrlichkeit des Herrn stand vor seiner Seele. Da legte er letzte Hand an sein Werk, und er malte diese Herrlichkeit hinein, wie der Menschensohn herniedersteigt, von Engelschören umgeben, auf purpurnen Wolken thronend, und wie ein Regenbogen weit sich spannt über Fels, Wald und Meer. —

Dem Meister schwindelte plötzlich, und er sank in sich zusammen, stammelnd formte seine Zunge die Worte: „Hohe Frau, führ mich zu deinem Sohn. . ." Dann sank er vornüber, der Pinsel fiel ihm aus der müden Hand.

Als die Strahlen der Morgensonne hinter den Mainbergen hervorkamen und durch das Fensterchen den Meister grüßen wollten, trafen sie auf ein herrliches Bild, sie ließen das liebe Gesicht der Madonna erstrahlen und ihr Brokatkleid erglühen. Zu ihren Füßen blühten Lilien und Akelei, die Bienen trugen fleißig Honig in die goldgelben Körbe. Draußen im Land aber war Unruhe; heimlich schmiedeten sie die Mor-

Fünf Minuten Katechismus :

Eine Frage der Opferwuerdigkeit :

Der Suender und die hl. Messe

Wir kennen noch die Aussprüche von dem "positiven Christen", als sich jeder anzumassen suchte, zu erklären, was unter einem Christen zu verstehen sei. Man sprach vom "anständigen Menschen", den man dann als anständig bezeichnete, wenn er für die Zwecke der Gemeinschaft oder im Verkehr mit den Leuten "in Ordnung" war. Wenn wir als Christen zwar erkennen, dass diese Begriffsbestimmung sehr mangelhaft ist, so haben wir doch die Meinung, dass der ein guter Christ ist, der die Zehn Gebote hält. Wenn man aber bedenkt, dass auch den Juden die Zehn Gebote gegeben waren, so ist es klar ersichtlich, dass für den Christen noch andere Dinge notwendiger sind.

Aus der Urkirche ist uns eine Tatsache bezüglich der Mitfeier der heiligen Messe bekannt, die uns den Zusammenhang von Sittlichkeit und Gottesdienst blitzartig aufhellt. Nach Beendigung des Lehrgottesdienstes — unserer heutigen "Vormesse" — wurden zwei Gruppen von Menschen aus dem Gotteshaus entlassen: die Heiden und die Sünder. Weil der Heide noch nicht die Taufe empfangen hatte, fehlte ihm die priesterliche Opfermächtigkeit. Dem Sünder fehlte aber die Opferwürdigkeit und damit auch die Opferbefugnis.

Die Begründung für diese urkirchliche Praxis liegt im Wesen der Sünde beschlossen. Sowohl die Ursünde der gefallenen Engel als auch die unserer Stammeltern verweigerte Gott den Dienst. "Ich will nicht dienen." Die Versuchung der ersten Menschen, so sein zu wollen wie Gott, war eine gottesdienstliche Sünde und bedeutete nichts anderes, als sich der Pflicht des sich unterwerfenden Dienstes unter Gott zu entziehen und ihn für sich in Anspruch zu nehmen. Der Dienst des Geschöpfes vor Gott wurde nicht von den gefallenen Engeln und nicht von den Menschen geleistet. Jede Sünde ist im Grunde ein Aufbäumen des Geschöpfes gegen Gottes Hoheit und Majestät in mehr oder weniger starken Formen und trägt die Verleugnung des Dienmutes in sich. Der sündige Mensch, der gegen Gott steht und sich dem Dienste des Teufels unterworfen hat, dem er anstatt Gott in Hörigkeit unterwürfig geworden ist, ist also unfähig und sozusagen gelähmt, in diesem dienstverweigernden Zustand der Sünde Gott den Opferdienst zu weihen. Welche Rolle das Dienen im Widerspiel zwischen Gott und dem Teufel spielt, offenbart die Versuchungsgeschichte Jesu in der Wüste, bei deren Schlussakt der Teufel die Erlösungsmächtigkeit Christi radikal zu zerstören versucht, in dem er Jesus auffordert, sich vor ihm niederzuwerfen und — Er als Gott — den Teufel anzubeten. Diese Versuchungsgeschichte gehört zu den erregensten Ereignissen der Heilsgeschichte, da auf dem Spiele stand, dass der Herr nicht nur seine Schöpfungsmacht an die Hölle auslieferte, sondern auch den göttlichen Anspruch auf Anbetung und Verehrung. Damit wäre Gott dem Teufel dienstbar geworden. Diese Umkehrung liegt in jeder Sünde, und durch jede Sünde nimmt der Teufel im Menschen den göttlichen Anspruch auf Anbetung für sich.

Die praktische Auswertung dieses Zusammenhanges für die christliche Frömmigkeit besteht darin, dass wir die Sünde in diesem gottes-dienst-verweigernden Sinne erkennen. Man ist vielleicht nicht gewohnt zu sagen, dass wir die Sünde meiden müssen um jederzeit opferfähig und opferwürdig zu sein. Aber in Wirklichkeit ist das der letzte und tiefste Beweggrund unserer Heiligkeit. Daher ist zu fragen, wie die heilige Messe als das zentralste Frömmigkeitswerk in unserem Bewusstsein steht. Ist die heilige Messe für uns ein so grosses Werk, dass wir in der Gefahr der Sünde tatsächlich stark bleiben, weil wir dann für die nächste Messfeier, die vor uns liegt, opferwürdig bleiben wollen? Bedeutet uns die Sonntagsmesse so viel, dass sie für jede Woche wirklich Ziel ist, um dessentwillen wir täglich und stündlich auf der Hut sind, nicht nur unsere Opferfähigkeit zu bewahren, sondern sie zu vergrössern?

Der Sünder kann nicht opfern. Die Kirche hat für den Empfang der heiligen Kommunion nach der schweren Sünde die heilige Beichte vorgeschrieben. Das besagt aber eigentlich, dass die heilige Beichte für die Messfeier vorgeschrieben ist. Denn die heilige Kommunion ist ja keine für sich stehende Frömmigkeitssache, sondern als Opfermahl die Vollanteilnahme des Christen am Opfer Christi. Wenn daher die Urkirche Heiden und Sünder nach dem Lehrgottesdienst entliess, so waren sie für die Kommunionfeier der heiligen Messe nicht fähig, die als Abbild des Abendmahles Opfermahl ist. Messopferfrömmigkeit verlangt demnach vom Christen, dass er sich nicht nur für die heilige Kommunion, sondern für die ganze heilige Messe würdig fühlen muss. Vor und nach jeder heiligen Messe muss uns die Frage nach unserer Heiligkeit beschäftigen. Jede heilige Messe, durch die wir priesterlich am Opfer Christi teilhaben durften, muss uns einen Anstoss zur unaufhörlichen Heiligkeit geben.

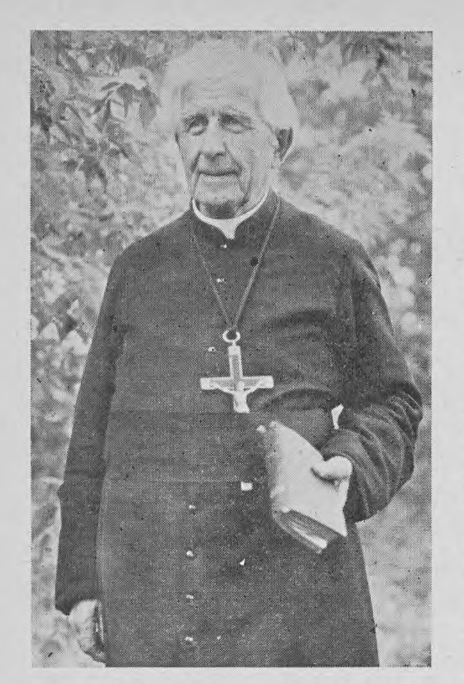
Zwar übt die Kirche in ihrer heutigen Praxis nicht die Entlassung der Heiden und Sünder aus dem Gotteshaus in dem gleichen Masse wie in der urkirchlichen Zeit, doch hat sie für uns alle vor der Messfeier die Möglichkeit der Entsündigung und Reinigung im Gebet des Staffelgebetes und durch das Asperges vor dem Hochamt gegeben. Hier ist der Ort, wo wir in stiller Einkehr in unser Herz erkennen müssen, dass wir uns von der Sünde und der sündigen Haltung abkehren müssen, um uns wieder hinzuwenden zu Gott, dem wir dienen müssen, vor dem uns schmerzt, dass wir Werke getan haben, die sich gegen ihn aufgelehnt haben. Zwar genügt bei schwerer Sünde ein solches Reuewerk nicht, um die heilige Kommunion empfangen zu dürfen, doch das Staffelgebet und das Asperges richtig ausgewertet, bedeutet immerhin, dass wir der heiligen Messe beiwohnen dürfen. Es bedeutet aber auch, dass wir immer neu angeleitet werden, um des heiligen Opfers willen sündelos zu leben und die Heiligung aus der priesterlichen Taufverantwortung und Taufbeauftragung zu erstreben.

E. M.

---

gensonne und führten wilde Reden. Meister Mathis aber faltete die müden Hände, seine halberloschenen Augen starrten auf das eben vollendete Bild, und seine Lippen stammelten:

„. . . Unter Deinem Schutz und Schirm . . . empfiel uns Deinem Sohn . . . Bitt für uns, heilige Gebärerin Gottes. . . ."



Pater Heinrich Böning O.M.J.

✝ Pater H. Böning, OMI

Am 11. März starb im St. Josephs Krankenhaus zu Macklin, Sask., der 85jährige Pfarrer von Leipzig, Sask., der Oblatenpater Heinrich Boening O.M.J. Das Jahr 1956 hätte ihm zum Jahre seltenster Jubiläen werden sollen: Seit 1891 Oblate der Unbefleckten Jungfrau Maria, das wären im kommenden August 65 Jahre; seit 1896 Priester Gottes — am 15. August sollte der Verstorbene sein diamantenes Priesterjubiläum feiern; und seit 1931 Pfarrpriester der Muttergemeinde unserer St. Josephskolonie.

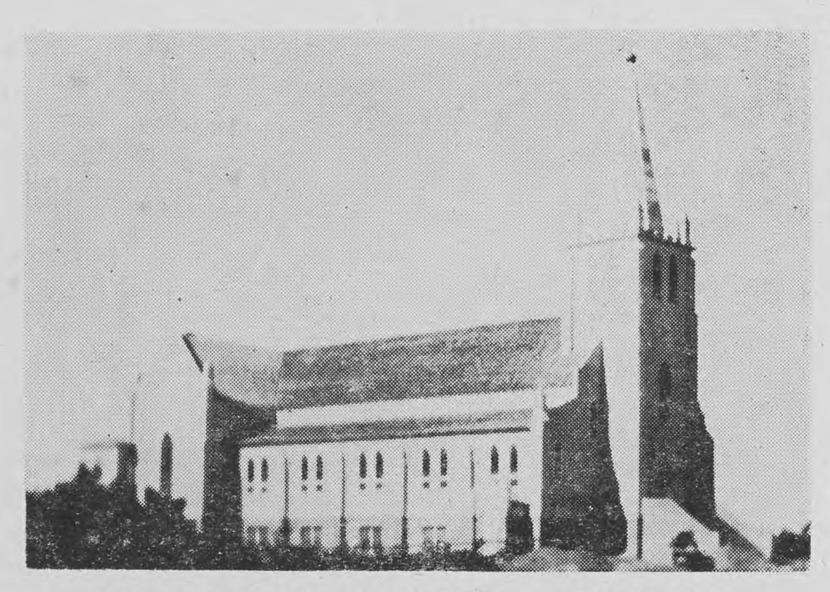
Als Diakon war der Verstorbene 1895 nach Kanada gekommen. Ein Jahr später wurde er in New Westminster, B. C., zum Priester geweiht. Und dann begann er sein Priesterwirken, das zum sechs Jahrzehnte langem Schaffen am Aufbau des religiösen und kulturellen Lebens Kanadas werden sollte. Bereits im Jahre 1901 sehen wir Pater Boening auf verantwortungsvollem Posten als Leiter der Indianerschule von Williams Lake, B. C. Im Jahre 1914 unterbrach Pater Boening seine Arbeit in der Erziehung der Küstenindianer. Er wurde zum Pfarrpriester in Kamloops, B. C., ernannt. Zwei Jahre nur verblieb er in Kamloops. Von 1916 – 1919 sehen wir ihn wieder im Dienste der Kirche und Kanadas in der Erziehung unserer Indianer.

Nach 23 Arbeitsjahren in der Indianermission kam der Verstorbene 1919 nach Saskatchewan. 37 Jahre lang — bis zu seinem Tode wirkte er in der Prärie unter den deutschsprechenden Katholiken des Westens. Er war Pfarrer der großen St. Mariengemeinde zu Regina, darauf Pfarrer der schönen Gemeinde Holdfast, Sask., und seit 1931 Pfarrer in Leipzig, Sask.

Als einer der ersten Buben Deutschlands kam Pater Heinrich Boening O.M.J. nach St. Karl in Holland, um Oblate zu werden. St. Karl war damals noch französisch. Als einer der ersten deutschen Hünfelder Oblaten kam er im Jahre 1895 nach Kanada, und er ist wohl auch bis jetzt der deutsche Oblate, der am längsten als Priester in Kanada wirken konnte.

Pater Boenings persönliche Verdienste um das Reich Gottes waren bereits wiederholter Male im Marienboten genannt. Sein Hinscheiden hat so manchen von uns Oblaten über die große Idee nachsinnen lassen, der der Verstorbene besonders während seiner letzten 37 Priesterjahre dienen konnte: Der Arbeit unter den deutschsprechenden Einwanderern des Westens. Wir werden demnächst eine kurze Beschreibung dieser Idee und ihrer Geschichte bringen.

Gedenken wir des verstorbenen Oblatenpriesters Heinrich Boening! Mit ihm schied ein Mann von uns, der sechs Jahrzehnte lang mitschreiben konnte die Geschichte der Kirche und der kulturellen Entwicklung des Westens Kanadas. R. i. P.



Die von P. Böning erbaute Kirche zu Leipzig, Sask.

Paepstliche Auszeichnungen

Der Orden vom Goldenen Sporn

Papst Pius XII. hat Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer zu seinem 80. Geburtstag den Orden vom Goldenen Sporn verliehen. Es ist die zweithöchste Auszeichnung des Vatikans, die relativ selten und meist nur an Staatsoberhäupter verliehen wird.

Es gehört zum internationalen Brauch, dass Staatsoberhäupter Orden verleihen. Oft besagt eine solche Verleihung kaum mehr, als dass der Ausgezeichnete einen bestimmten Rang besitzt oder an einem bestimmten "Staatsakt" teilgenommen hat. Die Belohnung von Verdiensten durch Ordenverleihungen ist in der Regel eine innerstaatliche Angelegenheit. Einige wenige Orden allerdings geniessen auf der ganzen Welt einen grossen Ruf, und es bedeutet eine echte Auszeichnung, in den Kreis ihrer Träger aufgenommen zu werden. Dazu gehören etwa der französische Orden der Ehrenlegion oder der deutsche Pour le mérite der Friedensklasse. Nicht zuletzt zählen dazu die beiden höchsten Orden des Heiligen Stuhls, der Christusorden und der Orden vom Goldenen Sporn.

Die päpstlichen Ehrenzeichen zeigen am deutlichsten, dass fast alle Orden aus den früheren geistlichen Ritterorden hervorgegangen oder als deren Nachbildung entstanden sind. Insgesamt verleiht der Heilige Stuhl fünf Orden, dazu die Kreuz-Medaille "Pro Ecclesia et Pontifice" (Für Kirche und Papst) und eine Verdienstmedaille. Zu den Orden gehören in der Regel auch einige Uniformen, die aber heute kaum noch getragen werden. Sie haben zum Teil auch Ränge, wie etwa beim Gregoriusorden und beim Silvesterorden die Grosskreuz-Ritter, die Komture und Ritter.

Während die Stiftung des Christusordens genau festliegt — sie erfolgte am 14. März 1319 durch Papst Johannes XXII. — ist es nicht sicher, wann der Orden vom Goldenen Sporn, der zweithöchste päpstliche Orden, gestiftet worden ist. Er wird auf den heiligen Papst Silvester I., der von 314 bis 335 regierte, zurückgeführt und dürfte demnach der älteste der päpstlichen Orden sein. 1559 hat ihn Papst Pius IV. bestätigt. Durch Jahrhunderte hindurch galt diese Auszeichnung als eine der begehrtesten auf der ganzen Welt. Als Papst Gregor XVI. am 31. Oktober 1841 den Silvesterorden neu stiftete, bezog er den Orden vom Goldenen Stern in den Silvesterorden ein. Erst der heilige Papst Pius X. stellte ihn wieder als eigene Auszeichnung her, als er mit einem Breve 1905 das Ordenswesen des Heiligen Stuhs neu regelte.

In dem Breve ging der heilige Papst auch auf den Sinn der päpstlichen Orden überhaupt ein. Er erklärte u. a.: "Solche Auszeichnungen können sehr dazu beitragen, die Menschen zu grossen Taten anzuspornen. Sie sind ein würdiger Schmuck hervorragender, um die Kirche verdienter Männer."

Der Orden vom Goldenen Sporn, auch "Orden von der vergoldeten Miliz" genannt, wird jetzt in der Regel nur Fürsten, Staatsoberhäuptern und Regierungschefs verliehen. Das Päpstliche Jahrbuch 1955 zählt ingesamt neun Träger auf, zu denen noch der italienische Staatspräsident Gronchi hinzukommt, der die hohe Auszeichnung am Vorabend seines offiziellen Staatsbesuches im Vatikan am 6. Dezember 1955 erhielt. Er wurde ihm vom Apostolischen Nuntius in Italien überreicht. Unter den Ordenträgern befinden sich weiter der Schah von Persien, Prinz Karl von Belgien, Prinz Paul von Jugoslawien, der ihn 1939 erhielt, und der Bey von Tunis, Sidi Ahmad Pascha.

Schon aus diesen Namen geht hervor, dass nicht alle Träger des Goldenen Sporns Katholiken oder Christen sein müssen. Der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften gehören ja ebenfalls nicht nur katholische Wissenschaftler an, sondern auch hervorragende Männer aus anderen Glaubensgemeinschaften.

Der Orden vom Goldenen Sporn wird an einem roten, weiss geränderten Band getragen. Er besteht aus einem achtspitzigen goldenen Kreuz an goldenen Trophäen, die u. a. eine Rüstung mit gekreuzten Lanzen, Fahnen und Schwertern zeigen. An den untersten beiden Spitzen des Kreuzes hängt der goldene Sporn. Das Kreuz ist auf der Vorderseite gelb emailliert und zeigt im weissen Mittelfeld das Marienmonogramm, ein M mit Krone und Mondsichel. Weiter gehört zu dem Orden ein achteckiger Strahlenstern mit goldenem, achtspizigem Kreuz und Sporn, der auf der linken Brustseite getragen wird.

Eine Auszeichnung wie der Orden vom Goldenen Sporn ist auch heute mehr als ein wertvoller Schmuck. Und er unterscheidet sich auch von gleichrangigen Orden anderer Mächte. Denn diese Auszeichnung verleiht der Heilige Stuhl, der Papst, der eine geistige Macht ausübt, der keine Kriege führt, sondern nur in geistige Auseinandersetzung klärend und richtungweisend eingreift. Es müssen also auch Leistungen und Verdienste sein, die nicht mit materiellen Masstäben zu messen sind, für die eine so hohe Auszeichnung verliehen wird.

Woran denkt der Industrielle bei Nacht ?

von Prof. Dr. Heinz Nordhoff

Professor Dr. Heinz Nordhoff ist Leiter des deutschen Volkswagen-Werkes. "Den Reichen geht es gut, ihre einzige Sorge ist, immer Neues zu finden, um uns Armen das Geld aus der Tasche zu ziehen." So wird oft gesprochen. Ob das auch immer stimmt, darüber denkt selten einmal jemand nach. Hier erzählt uns der Generaldirektor des Volkswagen-Werkes Deutschlands etwas von seinen Sorgen. Er ist reich, dieser Mann. Reich — an Menschlichkeit und echter Christensorge um andere. — Die Red.

Vor etwa Jahresfrist erschien in der amerikanischen Zeitschrift „Fortune" ein Artikel mit der allerdings sehr amerikanischen Überschrift „Woran denkt der Leiter eines großen Industrieunternehmens, wenn er nachts nicht schlafen kann?"

Ich möchte hier etwas davon sagen, woran ich in solchen Nachtstunden denke.

Ich denke nicht an Bilanzen oder Neukonstruktionen oder große Investierungen oder an den Export oder die Konkurrenz. Anlaß zum ruhelosen Nachdenken, auch in der Nacht, ist nur die Tatsache, daß in einem großen Industrieunternehmen **Menschen beschäftigt** sind, in großer Zahl auf engem Raum. Und Menschen sind keine Maschinen!

Menschen sind ganz anders konstruiert!

Den Wert einer Industrieorganisation machen nicht Gebäude und Maschinen aus, nicht Kapital und Bankkonto, sondern allein der Geist, in dem die Tausende dort arbeitenden zu ihrer Arbeit und Aufgabe stehen, ob es gelungen ist sie in der gemeinsamen Arbeit zusammenzufassen oder nicht. Maschinen und Fabrikeinrichtungen kann man nach Katalog kaufen, billige für ein paar tausend Mark, und die teuersten um eine Million. Und man kann Fabriken bauen, so groß und so schön und so teuer, wie man will, wenn man nur das Geld hat — den **Geist** einer Organisation kann man aber für kein Geld in der Welt kaufen. Den muß man selbst **schaffen.** Und da fehlt es allerdings nicht an schlaflosen Nächten, die oft beglückend und oft verzweifelnd sind, die aber alle **ein** Thema haben: den Menschen im Betrieb!

Mit Absicht sage ich: **den** Menschen, und nicht: die Menschen. Die Menge ist wieder ein ganz anderes Problem, aber das kommt in zweiter Linie. In erster Linie steht: der einzelne Mensch im Betrieb, und gar nicht nur der Arbeiter, nein, auch der Prokurist, auch die Frau, auch der Lehrling, eben **der Mensch** in seiner ganzen Vielfalt.

Für meine Betrachtung bleibt die Tatsache, daß etwa in der von mir geleiteten Fabrik 30 000 Menschen zusammen sind, für die diese Fabrik ja mehr bedeutet und bedeuten muß als etwa nur die Möglichkeit, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Diese Fabrik ist vielmehr ein wesentlicher Teil des Lebens eines jeden einzelnen mit all seinen Sorgen und Erfüllungen und seinem meist doch so bescheidenem Wunsch nach ein wenig Glück, denn die Pflicht allein füllt kein Leben aus. Deshalb ist es auch eine ganz irrige Auffassung, es handle sich im wesentlichen immer nur um Lohn und Geld. Das ist nicht so. Es gibt Betriebe, ja ganze Länder mit sehr guter Bezahlung und miserabler Atmosphäre. Wie schon gesagt: den **Geist** im Betrieb kann man nicht mit Geld kaufen, auch nicht mit hohen Löhnen.

Auf der anderen Seite muß man aber auch die Gefahr sehen, die nämlich, daß der Betrieb den Menschen auffrißt, daß er ihm nie entgehen kann, weder in der Arbeit noch in der Muße. Deshalb bin ich der Meinung, der Betrieb sollte sowenig wie irgend möglich Einfluß auf das Privatleben nehmen wollen, also **keine Freizeitgestaltung** — ein grauenhaftes Wort und ein schrecklicher Begriff. Es ist mehr als genug, wenn ein Mensch acht Stunden im Banne des Betriebes steht — und dann muß er frei und sein eigener Herr sein und tun können, was er will.

Ich glaube, die wesentlichste Voraussetzung dafür, dieses Zusammenarbeiten der Tausende fruchtbar zu machen und über das bloße technische Funktionieren des „Zusammenarbeitens" hinauszuheben, ist die Einsicht, daß es keine Arbeiterschaft oder Belegschaft oder wie auch immer alle die Fachausdrücke eines in den letzten Jahren neu entstandenen Fachjargons lauten mögen, daß es also eine Arbeiterschaft als Kollektiv gar nicht gibt, sondern daß es sich um **Tausende von Einzelpersönlichkeiten** handelt, die weder idealisiert noch herabsetzend verallgemeinert werden dürfen, die eben die unübersehbare Fülle und Buntheit, mit allem Echten und Unechten, mit Idealismus und Konsequenz, vielmehr von Gefühlen und ganz irrationalen Antrieben beherrscht als von Logik und Konsequenz — Menschen eben wie wir alle sind.

Es ist eine der ganz irrigen Vorstellungen, als sei die Tätigkeit etwa eines Arbeiters an einem

Montageband von tödlicher Langeweile und eigentlich unwürdig; genau das Gegenteil ist der Fall. Diese Arbeit ist vielmehr gefüllt mit immer neuen Problemen, und ihre Bewältigung, enthält Befriedigungen, die nicht klein sind. Auch in der Zusammenarbeit mit vielen liegt ein schönes Gefühl des Gleichschrittes und des Schaffens am gemeinsamen Werk. Dieses gemeinsame Werk, an dem alle arbeiten, zu einem lebendigen Erlebnis zu machen, zu einer Verwirklichung, die jedem seine Würde als Mensch und Arbeiter gibt und seine wichtige Stellung für die Sicherung des Arbeitsplatzes und den Erfolg des Unternehmens, das bedeutet viel mehr Zusammenhang und Stärke als alle blutleeren Mitbestimmungserörterungen, die ja immer nur einige Funktionäre meinen, während ich jeden einzelnen Arbeiter im Sinne habe, wenn ich von der Gemeinschaft der Arbeit spreche und danach handle.

Wenn wir schon vor Jahren begonnen haben, unsere Arbeiter und Angestellten am **Gewinn zu beteiligen,** dann nicht weil so etwas in der Luft liegt, sondern aus der Überzeugung, daß das ein Gebot der Gerechtigkeit ist und daß hierin der vielleicht einzige praktisch gangbare Weg liegt, die Mitarbeit jedes Werkangehörigen heranzuziehen und sinnvoll zu machen. Wenn schon die Liebe durch den Magen geht, wie der Volksmund sagt, dann dürfen Sie sicher sein, daß ein gutes, dauerhaftes Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht auf Schwüren in der Romantik einer Vollmondnacht aufgebaut werden kann. Dazu gehören einfache und klare und innerlich wahrhaftige Voraussetzungen, Kapital und Arbeit sind die Komponenten, die zum Erfolg geführt werden können, also sollen auch beide am Ertrag beteiligt sein.

Es scheint mir kein richtiger Weg zu sein, den Arbeiter am **Besitz** des Unternehmens zu beteiligen. Solcher Besitzanteil enthält Risiken, denen der Arbeiter nicht gewachsen ist und die man von ihm fernhalten sollte. Am Ergebnis der gemeinsamen **Arbeit** dagegen ist der Arbeiter zweifellos beteiligt, und diesen Anteil sollte man ihm gewähren, weil er ihn verdient. Ich meine, daß es einer der großen und weit verbreiteten Irrtümer ist, im Arbeiter immer nur den Fordernden zu sehen, der etwas will. Er ist in diese Rolle ein wenig durch die allzu geschäftigen Funktionäre der Gewerkschaften (unions) hineingespielt worden, ebenso wie manche Unternehmen etwas Ähnliches mit den Syndizi ihrer Verbände erleben — beides kein Gewinn! Nein, der Arbeiter bringt ja auch etwas ganz Wesentliches, und damit ist er Partner des Ergebnisses und keinesfalls ein Außenstehender, ein bloßer Kostenfaktor, den man gern kurz hält.

Wir müssen uns darüber klar sein, daß die demagogische Parole von der „Ausbeutung des Arbeiters" so lange nichts von ihrer Zugkraft einbüßt, wie wir ihr nicht das Gegenteil als Wirklichkeit gegenüberstellen. Wen übrigens die von mir so kategorisch ausgesprochene Forderung nach einer Gewinnbeteiligung des Arbeiters als allzu neu oder modern erschreckt, den möchte ich an den hübschen und lebensklugen Vierzeiler von Goethe erinnern:

Mann mit zugeknöpften Taschen,
dir tut niemand was zulieb.
Hand wird nur mit Hand gewaschen,
Wenn du selber haben willst — dann gib!

Mein Wochenprogramm

**Den M o n t a g, den wei' ich dem Heiligen Geist,
damit Er die Wege der Tugend mir weist;
und was ich dann heute Gutes tu',
das komme den armen Seelen zu.
Am D i e n s t a g will ich den Engeln gleich
gehorsam sein und liebereich;
und was ich Verdiestliches heute tu',
das komme den armen Sündern zu.
Mein M i t t w o c h sei Sankt Joseph geweiht
durch emsigen Fleiß zur Arbeitszeit;
und was ich dabei wohl Buße tu',
das komme den lieben Sterbenden zu.
Am D o n n e r s t a g all mein Sinnen ich wend'
zu Jesus im heiligsten Sakrament;
und was aus Liebe zu Ihm ich tu',
das komme Seinen Priestern zu!
Am F r e i t a g eil' ich zu Jesu Herz,
gebrochen für mich in Todesschmerz:
„O, woll' Dich erbarmen der ganzen Welt,
und birg' mich selber in Deinem Zelt!"
Mein S a m s t a g gehört der Mutter mein,
daß sie mir hüte die Lilie rein;
die ganze Kinder- und Jugendwelt
sei heut' in Marias Schutz gestellt.
Der anbetungswürdigen Dreifaltigkeit
sei stets mein heil'ger S o n n t a g geweiht;
er führe mich näher der Heimat zu,
bis dort ich finde die ewige Ruh! —**

Er war gerecht

Von Joseph Hachmann

Heinrich Mattern, der aus seinem schlesischen Dorf vertrieben wurde und in einer westdeutschen Stadt eine neue Heimat gefunden hatte, hat es oft erzählt. Immer, wenn das Fest des hl. Joseph nahe war, wurde diese Geschichte in ihm lebendig, und er ruhte nicht eher, bis er seine Zuhörer gefunden hatte. Und dabei war es nicht einmal eine richtige Geschichte, sondern nicht viel mehr als die Erinnerung an einen stillen, bescheidenen Menschen, der aber auf Heinrich in seiner Jugend einen so starken Eindruck gemacht hatte, daß er ihn nicht mehr vergessen konnte.

Heinrich Mattern war der zweite von den drei Söhnen eines kleinen Bauern, dem das Geld fehlte, sein nicht unbegabtes Kind studieren zu lassen und der ihm deshalb den Rat gab, ein Handwerk zu erlernen. Dazu aber zeigte Heinrich wenig Lust — sei es, daß es ihm schwer fiel, sich von seines Vaters Hof zu trennen, sei es, daß er sich zu Höherem berufen fühlte. „Eines Tages nun", so erzählte Heinrich Mattern, „als ich dabei war, Holz zu zerkleinern, brach mir der Axtstiel. Ich ging zu meinem Vater und zeigte es ihm. ‚Dann geh mal zum heiligen Joseph', riet er, ‚und sage ihm, er möchte einen neuen Stiel machen. Aber bald!' — ‚Zum heiligen Joseph?' fragte ich erstaunt. — ‚Zu wem denn sonst? Nun mach schon, daß du fortkommst', antwortete mein Vater ärgerlich. — ‚Entschuldige, Vater', gab ich lachend zur Antwort, ‚aber der ist doch wohl schon lange im Himmel.' Um den Mund meines sonst sehr ernsten Vaters zeigte sich ein Lächeln: ‚Schafskopf!' fuhr er mich an, ‚meine doch nicht den hl. Joseph von Nazareth, sondern den heiligen Joseph in unserem Dorf. Kennst du denn den nicht?' Nein, ich kannte ihn nicht und hörte jetzt zum erstenmal Male, daß der Schreiner, der ein kleines Häuschen am Rande des Waldes bewohnte, von der älteren Generation allgemein so genannt wurde.

Ich hatte diesem Manne bisher wenig Beachtung geschenkt und war noch niemals bei ihm gewesen. Als ich aber jetzt mit meiner stiellosen Axt zu ihm ging, hatte ich ein eigenartiges Gefühl, in dem neben einer kindischen Neugierde und respektlosen Belustigung eine unbestimmte Ehrfurcht mitschwang. Als ich in die Werkstatt eintrat, hobelte er im Schweiße seines Angesichts ein Stück Holz zurecht. Ich blieb stehen und betrachtete den Mann, als wenn ich ihn zum ersten Male in meinem Leben sähe: Nein, der hatte mit dem heiligen Joseph nichts gemein. Das war ja nur ein unscheinbares Männlein, das nicht einmal einen Bart trug und zudem einen Höckeransatz hatte. Ich ging zu ihm: ‚Mein Vater schickt mich', sagte ich, ‚und läßt Sie bitten, einen neuen Stiel in diese Axt zu machen.' Er sah auf. Sagte nichts. Nickte nur bejahend mit dem Kopf und hobelte weiter. ‚Mein Vater sagte, Sie möchten es bald machen.' Nickte nur wieder bejahend mit dem Kopf. Ich blieb stehen, betrachtete die vielen Arten von Hämmern und Sägen, von Meißeln, Nägeln und Klammern und was sonst schön geordnet an den Wänden hing oder auf dem groben Tisch herumlag, und wartete auf eine deutliche Zustimmung. Aber der Schreiner arbeitete ruhig weiter, als wenn ich schon nicht mehr anwesend wäre. Da sagte ich laut: ‚Auf Wiedersehen, Meister!' Er nickte mir freundlich zu, und ich ging hinaus. ‚Nun', empfing mich mein Vater, ‚was sagte er, will er es bald machen?' — ‚Er sagte nichts', gab ich Bescheid, ‚er nickte nur.' — ‚Dann ist's gut', sagte Vater, ‚sein Nicken hat mehr Wert als anderer Leute Ehrenwort.' "

Wenn Heinrich Mattern soweit erzählt hatte, machte er eine Pause und sah seine Zuhörer an, als wollte er prüfen, ob sie seines Vaters Urteil über diesen Mann auch recht zu schätzen wüßten. „Ja, es ist merkwürdig", fuhr er dann fort, „aber ich wurde seit dieser Stunde das Bild dieses Mannes nicht mehr los. Vielleicht aber auch hatte mich die friedvolle Ruhe, mit der er seine Arbeit verrichtete und die sich auch seiner Werkstatt mitteilte, so wohltuend berührt. Denn damals hatte mich die Unrast meiner fünfzehn Jahre gepackt: Ich wußte nicht recht, was ich mit meinem Leben anfangen sollte und lag mit mir selber und der Welt im Streit. Ich fühlte mich unverstanden und konnte es am wenigsten vertragen, wenn mich jemand belehren oder mir gute Ratschläge erteilen wollte.

Umsomehr zog es mich zu dem Frieden dieser Werkstatt. Hier war jemand, der keine Fragen an mich stellte und mich durch unnützes Gerede über meine Zukunft nicht in Ungelegenheiten brachte. Dieser Mann stand wie eingehüllt in

den Willen Gottes und ließ mich gelten, wie ich war. Arbeitete und schwieg. Und wenn ich so bei ihm auf einem Stoß Bretter saß, wähnte ich mich traumhaft in das Häuschen von Nazareth versetzt, und ich glaube, es hätte mich nicht sonderlich gewundert, wenn durch eine zweite Tür, die in die Wohnräume führte, plötzlich der Jesusknabe eingetreten wäre, um seinem Vater bei der Arbeit zu helfen."

Bei den letzten Worten schlug Heinrich Mattern die Augen nieder, als habe er ein Geheimnis verraten, zu persönlich, als daß er es hätte erzählen dürfen. Fuhr sich dann mit der hohlen Hand von oben nach unten über sein Gesicht, als wollte er eine schamhafte Verlegenheit wegwischen: „Ja", sagte er, „das werdet ihr wohl kaum begreifen, da ihr dauernd von einem Geräusch der Motoren draußen oder des Rundfunks zwischen euren vier Wänden umgeben seid und die Stille nicht kennt, die den Eisernen Vorhang zwischen dem Diesseits und dem Jenseits wegräumt." Es lag viel Traurigkeit in seiner Stimme, als er dieses sagte, und vielleicht hätte er nicht weiter gesprochen, wenn ein Zuhörer, den die Erwähnung des hereintretenden und helfenden Jesusknaben nachdenklich gestimmt hatte, nicht die Frage gestellt hätte: „Hatte der Schreiner denn keine Kinder?" — „Nein", wachte Heinrich Mattern aus seiner Versunkenheit auf, „nein, er hatte keine Kinder — oder doch: einen etwa zehnjährigen Jungen, aber davon später." Und dann fuhr er fort zu berichten, wie ihn die Bekanntschaft mit diesem einfachen Manne dazu getrieben hätte, aus einer alten Truhe, die in seines Vaters Hause hoch oben unter dem Dache stand, eine vergessene Heiligenlegende auszukramen, um sich mit dem heiligen Joseph von Nazareth näher zu beschäftigen. „Und ich kann euch sagen, das war kein Schwätzer und auch kein Angeber — wie sie heutzutage so viel im Lande herumlaufen", ereiferte er sich. „Er machte auch nicht viel von sich reden, wie so mancher, der vor lauter Geltungsbedürfnis überfließt. Ich sprach von diesem Eindruck dem Schreiner, als ich wieder mal bei ihm in der Werkstatt saß. ‚Ja', sagte er, ‚da hast du wohl recht, und das ist auch wohl der Grund, warum der Nährvater Jesu so sehr in Vergessenheit geraten ist. Ein solcher Mensch kann heute nicht imponieren: man zieht ihm einen Boxer oder Kinohelden vor.' "

„Ohne daß er es beabsichtigt hätte", erzählte Heinrich Mattern weiter, „hatte er mit diesen Worten auch mich getroffen, und ich war deshalb froh, als aus der Wohnungstür ein Knabe hereinsprang. Er trug den Schulranzen unter dem Arm, und seine Augen standen voller Tränen. ‚Was fehlt dir?' fragte der Schreiner. — ‚Die anderen Kinder sagen, ich hätte gar keinen richtigen Vater', sprudelte der Junge voll Zorn heraus. Der Schreiner ließ den Hammer sinken: ‚Die wissen nichts', sagte er, ‚du hast natürlich auch einen Vater wie jedes Kind.' ‚Aber er wollte nichts von mir wissen, und meine Mutter hätte mich fortgejagt', weinte das Kind. ‚Das ist nicht wahr, Paul', sagte der Schreiner, ‚deine Mutter hat dich nicht fortgejagt, aber du weißt doch, sie muß den ganzen Tag bei anderen Leuten arbeiten, und da bist du zu mir gekommen.' — ‚Warum?' fragte das Kind. ‚Weil ich dich gern habe, mein Junge. Und gefällt es dir denn nicht bei mir?' — ‚Doch', nickte Paul und wischte sich die Tränen aus dem Gesicht."

„Hatte er das Kind angenommen?" fragte jemand.

„Ja", antwortete Heinrich Mattern, „er hatte es angenommen; denn ihm selber hatte Gott eine Nachkommenschaft versagt. Aber damit ihr es wißt: Paul ist ein tüchtiger Möbelschreiner geworden, allgemein geachtet und geschätzt, und seine heute betagte Mutter, die mit ihm aus der schlesischen Heimat vertrieben wurde, lebt bei ihm, glücklich und zufrieden."

„Und der Schreiner?"

„Der mußte noch viel Leid erfahren und fast ein Jahr im Konzentrationslager verbringen, weil er einen verfolgten Priester beherbergt haben sollte. Ob etwas Wahres daran war, kann ich nicht sagen. Aber eines Tages wurde er aus seiner Werkstatt geholt, und als er nach Beendigung des Krieges aus dem KZ zurückkam, war seine Frau, die treue Gefährtin seines Lebens gestorben. Und dann kam die Ausweisung. Ich sehe noch seine tränengefüllten Augen, als er Abschied nahm von allem, was er liebte. Aber als ich mit ihm auf der Fahrt nach dem Westen in einem Viehwagen saß und das Schweigen der zusammengepferchten Menschen erdrückend wirkte, begann der sonst so wortkarge Schreiner zu reden."

„Von seinen Erlebnissen im Konzentrationslager?"

„Aber nein! Vom heiligen Joseph sprach er. ‚Ist alles schon dagewesen', begann er bedächtig, ‚auch der heilige Joseph mußte fliehen. Noch in der Nacht. Mit der Gottesmutter und dem Jesuskinde. Ist dir das bekannt?' Er wandte sich mir zu mit dieser Frage, aber sie war wohl an alle gerichtet. Er wartete auch keine Antwort ab: ‚Bis nach Ägypten mußte er fliehen', fuhr er fort, ‚weil Herodes dem göttlichen Kinde nach dem Leben strebte. Zu Fuß — nicht mit der Eisenbahn wie wir.' Und als er schwieg, war es mir, als wenn unsere Flucht geheiligt wäre."

„Und die anderen? Sagten sie etwas dazu?"

„Nein, sie sagten nichts. Aber eine Frau in meiner Nähe summte die Melodie eines Kirchenliedes vor sich hin."

„Wo ist denn der Schreiner geblieben?"

„Er landete in einem Kirchdorf. Aber seine Gesundheit war gebrochen. Er starb wenige Jahre später. Aber schon in dieser kurzen Zeit hatte sich der schlichte, wortkarge Mann in die Herzen der Bewohner hineingelebt und hineingeschwiegen: das ganze Dorf gab ihm das letzte Geleit. Der Pfarrer hielt eine schöne Predigt an seinem Grabe. Unter dem Leitwort: Er war gerecht. Was mich seltsam berührte. Ich vermag auch nicht zu sagen, ob die Worte des Priesters dem heiligen Joseph von Nazareth oder diesem Schreiner galten, den man in seiner schlesischen Heimat scherzhaft den heiligen Joseph nannte, obschon er nicht diesen schönen Namen hatte, sondern Anton hieß. Ich aber nenne ihn heute noch so, trotzdem er nur ein unscheinbares Männlein war, nicht einmal einen Bart trug und einen Höckeransatz hatte."

Mit diesen Worten schloß Heinrich Mattern gewöhnlich seinen Bericht. Als aber einmal jemand aus seinen Zuhörern meinte, solche Menschen wie dieser Schreiner wären ausgestorben, wurde Heinrich Mattern unwillig: „Täusche dich nicht, mein Freund", widersprach er, „dieser Schreiner ist nicht der Einzige, dessen stilles, pflichtgetreues und glaubensstarkes Leben an den heiligen Joseph erinnert. Sie sind zahlreicher, als man denkt. Wenn sie aber aussterben, dann steht es schlecht um das Christentum. Denn diese Menschen sind es, die das Jesuskind durch alle Zeiten hinüberretten, wie der heilige Joseph es rettete vor der Mordgier des Herodes."

Hausregeln für einen guten Humor

Ein frohes Gesicht zeigen — wie es für Erlöste sich geziemt. Hat aber irgend etwas sich innerlich zerzaust. bevor du unter Menschen gehst, steh vor den Spiegel, wisch über die Stirne und lache.

Ein freundliches Wort sagen — ist so billig. Aber unser Herz ist oft so verkrampft, daß wir kaum ein freundliches Wörtchen herausbringen. Ist doch wie ein Sonnenstrahl, so ein helles Guten Morgen oder Gute Nacht oder Grüß Gott.

Gut denken — die meisten meinen es doch nicht so schlecht, die Menschenkinder. Der Teufel sind wenige. Ein wenig groß und gut denken und von oben her in des „Gegners" kleines Herz hineinsehen — und es löst sich der Groll.

Ärgerliches nicht weitersagen! — Ist so eine dumme Gewohnheit. Wozu denn! Gibt doch schon Ärger genug in der Welt des Großen und des Kleinen. Was wir nicht weitersagen, ist für den anderen nicht da.

Ins Freie hinaus, in die Natur — Da geschieht's mit dem Herzen wie mit einem Glas trüb gewirbeltem Wasser, da senkt sich alles Trübe zu Boden und es wird leuchtend klar. Und wie der Vogel trillernd zum Himmel sich hebt, steigt Fröhlichkeit auf im Herzen.

Kindern, Blumen und Sternen ins Auge schauen — das läßt alles Häßliche und Bängliche vergessen, und es wird froh der Sinn und warm das Herz.

Singen und singen lassen — musizieren und musizieren lassen — Wo man singt und spielt und geigt, da wachen alle guten Geister auf und alle bösen fliehen. Das Wort vom Zauberlied und von der Zaubergeige ist wahrhaft keine Fabel.

Baden — Je nachdem, heiß oder kalt. Beides ist gut für den Humor. Sonderbar, daß mit dem Baden nicht nur der Bruder Leib sauber wird und licht, sondern auch ganz unvermerkt Schwester Seele Ruhe gewinnt und Fröhlichkeit.

Und schlafen — Ein ausgeschlafener Mensch ist meist ein fröhlicher Mensch. Ein müder Mensch ist meist ein gemütlicher Mensch. Weil die Menschen keine Zeit mehr zum Schlafen haben, haben sie keine Kraft mehr zum Lachen.

Schenken — Gleich was, gleich wem, nur schenken. Das ist wie eine Überlistung seiner selbst. Der Geizige war noch immer ein freudloser Mensch; der das Schenken gelernt hat, wird immer froh sein.

Feiern — Ja, die Feiertage nicht verpassen. Das gehört zum Rhythmus des Lebens, dem Werktag muß der Festtag folgen und dem Kleinen das Große. Sonst vergrämt und verkümmert sich der Mensch.

An Gott glauben! — Du meinst, das täten wir schon? Freund, dann wäre viel mehr Freude und Humor in der Welt. Das ist das letzte und letztgültige Rezept: Wirklich an Gott glauben, daß seine Allmacht und seine Liebe lebt. Das allein kann die Herzen im tiefsten ruhig machen und froh. Oder paßt das Wort vom guten Humor nicht in die Zeit und die Welt der Gegenwart? Freunde, unser Volk wird noch einmal froh, arg froh und dankbar sein, wenn ihm die jungen Christen das Lachen wiederbringen! Ludwig Wolker

Vom Leben und Leiden eines Schwiegervaters

Jo Hanns Rösler

Es ist soweit. Ich habe es geschafft. Meine Töchter haben geheiratet. Zwei Schwiegersöhne sind im Haus. Ein sonderbarer Zustand. Als Vater gewöhnt man sich allmählich daran. Nein, ich will nicht lügen, man gewöhnt sich nicht. Nie und nimmer. So muß einem König zumute sein, wenn sein Volk die Republik ausruft. Man ist von heute auf morgen entthront. Man wird wohl um Rat gefragt, aber der Rat wird nicht mehr befolgt. In allen Dingen handelt die Familie plötzlich selbstständig. Man fragt mich höchstens noch „Wie denkst du darüber?" Ich denke wie sie. Als ich einmal anders dachte, kam es auf das gleiche heraus. Alle Spargelder, die ich mir für Notzeiten auf die hohe Kante legte, sind plötzlich in aller Munde. „Du hast doch noch fünfhundert Mark, Vater!" sagt mein Schwiegersohn. Woher weiß er es? Woher weiß mein anderer Schwiegersohn, daß ich tausend Mark als äußerste Reserve versteckt halte? Sie wissen es. Sie wissen alles. Und wenn sie es nicht wissen, sagt es ihnen meine Frau.

Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Es gibt Dinge, die mehr schmerzen. Mein Haus ist restlos umgestellt. Wo früher meine Hemden waren, liegen jetzt fremde Hosen, zwischen meinen Anzügen hängen die Mäntel der Schwiegersöhne, ich finde weder meine Taschentücher noch meine Krawatten. Wo sie einmal lagen, sind jetzt Photoutensilien untergebracht. Dabei photographiere ich gar nicht. Was sollte ich auch für liebliche Bilder aufnehmen? Etwa diese: trete ich vor mein Haus, ist mein Gartenstuhl besetzt, einer meiner Schwiegersöhne hält darin Siesta, auf meiner Couch liegt der andere Schwiegersohn und macht seinen Mittagsschlaf.

Dabei ist alles meine Schuld. Als der erste um meine Tochter freite, wollte ich sie nicht gleich ganz hergeben. „Zieht doch zu uns!" sagte ich ahnungslos. „Gern, Papa!" sagte er. Ich hätte bei der schnellen Bereitschaft gleich mißtrauisch werden sollen. Ich hatte es mir so schön vorgestellt, einen Sohn mehr, nun gut. Es kam ganz anders. Ich hatte nicht nur meine Schwiegersöhne bekommen, ich erhielt auch noch ihre Familien vom Schicksal zum Geschenk. Es waren große Familien. Ich wußte gar nicht, daß es so große Familien gibt auf der Welt. Jeder meiner Schwiegersöhne hatte eine Mutter und einen Vater, zwei Großväter, zwei Großmütter, Brüder, Schwestern, Onkels, Tanten und Schulfreunde zuhauf. Sie kamen jetzt alle in mein Haus, es war das ihre geworden. Mich selbst begrüßten sie nur noch nebenbei, häufig überhaupt nicht. Man hielt mich wohl für den Gärtner. Aber auch mein Garten gehört ihnen. Gehe ich zu meinen Erdbeeren hinunter, steht bestimmt einer dort, den ich nicht kenne, und stopft mit beiden Händen die roten Früchte zum Mund hinein. Zwischen den Himbeeren finde ich einen fremden Neffen mit einer fremden Nichte. Läßt der Wind im Herbst die ersten Nüsse fallen, brauche ich nicht hinauszugehen, sie aufzulesen, es war schon einer vor mir da. Ich finde nur noch die aufgeknackten Schalen. Gegen Eichelhäher und Eichhörnchen kann man sich mit dem Kleinkaliber wehren, aber wehre sich einer gegen die neue Familie, die auf eins alle mit mir verwandt sind, mich duzen, von der Bahn abgeholt und zur Bahn gebracht werden wollen, was ich liebend gerne tun würde, wenn sie es nicht so praktisch untereinander eingerichtet hätten, daß mit dem Zug, mit dem die einen abfahren, die andern ankommen. Ich kann mir die neuen Gesichter gar nicht mehr merken, es sind zu viele, aber sie merken sich das meine. Den Triumph gönne ich ihnen nicht, daß sie mir meinen Ärger auch noch ansehen, ich schüttle ihnen die Hände, ich helfe ihnen aus den Mänteln, ich sage: „Ich freue mich!" wenn sie kommen, und „Bald wieder!" wenn sie gehen.

Ich höre mir bei Tisch ihre albernen Gespräche über Filmschönheiten an, wie sie einen Schlager trällern, wie sie einen Witz erzählen, ich bemühe mich, ihre Namen nicht zu verwechseln und mir ihr Lebensschicksal zu merken, ich bin freundlich und gefällig, ich leihe allen meinen Mantel, meinen Schirm, meine Hausschuhe, den Gartenhut, die Sonnenbrille, mein Feuerzeug und meine Taschenlampe, ich verarme von Tag zu Tag mehr, denn reicher werde ich nur an Erfahrungen . . . das alles habe ich mir mit zwei Buchstaben eingehandelt, mit dem kleinen Wort Ja, als meine Schwiegersöhne mich fragten, ob sie mir willkommen wären.

Ich weiß, es geht vielen Vätern so, die ihre Töchter gerade verheiratet haben. Daß es auch mir so ergeht . . . vielleicht ist es ihnen ein Trost.

Kardinaele der Kirche

Von Dr. Wilhelm Sandfuchs

" Friede und Liebe "

Ignatius Gabriel Tappouni — Patriarch von Antiochien

Angesichts der blutigen Christenverfolgungen, die in unserem Jahrhundert in Spanien, in Mexiko und nun seit Jahren in den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang ungezählte Opfer forderten, ist ein anderer Kampf gegen das Christentum kaum im Gedächtnis der Völker haften geblieben. Es sind die antichristlichen Ausschreitungen während des Ersten Weltkrieges und in den 20er Jahren in der türkischen Welt. Tausende, ja Zehntausende von Christen verloren dort im Verlaufe der türkischen Unabhängigkeitsbestrebungen Gut und Leben. Deportationen und Massenmorde waren an der Tagesordnung. Sie trafen, wie immer wenn die Kirche unter organisierter Verfolgung zu leiden hat, Priester und Laien in gleich harter Weise.

Unter denen, die 1918 um ihres Glaubens willen in den Kerkern schmachteten, befand sich auch der Generalvikar des erkrankten Erzbischofs der Syrer in Mardin, Monsignore Ignatius Gebriel Tappouni. Schon lange war dieser unerschrockene Priester den Verfolgern der Kirche durch sein mannhaftes Eintreten für die verfolgten Mitchristen aufgefallen. Immer wieder hatte er sich zum Fürsprecher bedrohter Menschen gemacht. Als die Jungtürkenbewegung im Ersten Weltkrieg ihre antichristlichen Ziele immer offenkundiger werden ließ, setzte sich Monsignore Tappouni freimütig mit ihr auseinander. Sein Mut rettete zahllosen Christen in den höchsten Nöten der Verfolgung das Leben. Über die Grenzen der Konfessionen hinweg wuchs sein Ansehen, vor allem, als er sich zum Schützer von Tausenden von Kindern gemacht hatte. All sein Mühen jedoch, vermochte den Lauf der Ereignisse nicht aufzuhalten. Die Diözese, in der er wirkte, wurde durch die Kämpfe zerstört. Allein 28 Priestern nahm der Haß gegen das Christliche das Leben. Am 17. Juni 1918 verhaftete man auch Monsignore Tappouni. Ein Kriegsgericht in Aleppo sollte über Leben oder Tod entscheiden. Vier lange Monate hindurch mußte er mit zivilen Gefangenen in einem primitiven Gefängnis verbringen. Eine schwere Krankheit stellte sich als Folge der harten Haft ein. Da entriß ihn eine Intervention höchster kirchlicher Stellen den Gegnern. Im Oktober 1918 erfolgte seine Freilassung.

Am eigenen Leibe hatte Monsignore Tappouni so erfahren, was Tausende von Christen in jenen Jahren oder ein Jahrzehnt später erlitten. Trotz allem aber galt sein Blick nicht der Vergangenheit. Sein Arbeiten sollte nun erst recht der Zukunft der Christenheit in den vorderasiatischen Ländern dienen. Sein ganzer Werdegang hatte Ignatius Gabriel Tappouni hierzu bestimmt. In Mossul, der wichtigen Handelsstadt im nördlichen Irak, ist er am 6. November 1879 geboren. Er entstammt einer syrischen Familie, die sich im 17. Jahrhundert dem Katholizismus zugewendet hatte. Das interrituelle Seminar der Dominikaner in seiner Heimatstadt vermittelte dem jungen Tappouni die theologische und wissenschaftliche Ausbildung. An ihm erhielt er, nachdem er am 9. November 1903 zum Priester geweiht worden war, eine Dozentur. Einer fünfjährigen Lehrtätigkeit folgte 1908 die Berufung als Sekretär des Apostolischen Delegaten in Mesopotamien, Monsignore Drure.

Als Sohn des Landes, waren Ignatius Gabriel Tappouni von Jugend auf die Eigenheiten des heimatlichen Christentums vertraut. Wie kaum sonstwo kennzeichnet sich das Christentum in den Ländern Vorderasiens durch seine Spaltung in zahlreiche Gruppen und Riten. Als Mitarbeiter des Apostolischen Delegaten lernte der syrische Priester noch mehr wie zuvor die Bedeutung wertschätzen, die Rom für den Zusammenhalt der unierten Ostkirchen zukommt. Nach erst neun Priesterjahren wählte man den Sekretär des Apostolischen Delegaten zum Bischof von Danba. Vier Monate später erfolgte seine Ernennung zum Titular-Erzbischof von Batuan Sarug und zum Generalvikar des erkrankten Patriarchen von Mardin, Monsignore Rahmani. Gerade hier in der Stadt an der syrischen Grenze, in der neben dem syrischen Oberhirten auch der Sitz eines armenischen und chaldäischen Erzbischofs sich befindet, entfaltete Erzbischof Tappouni seine vielseitigen Fähigkeiten als Seelsor-

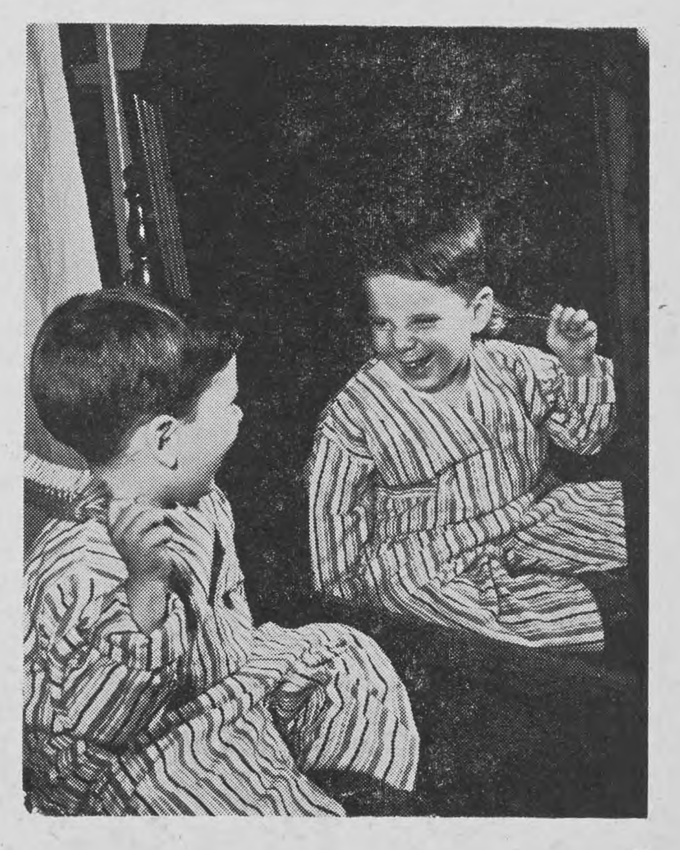
ger und Organisator. Hier erwies er sich in den Prüfungen der Verfolgungen als echter Führer seiner Diözesanen und als standhafter, weit über die eigene Konfession geachteter Bekenner seines Glaubens.

Nach Kriegsnot über Ruinen aufzubauen, erfordert besondere Kräfte. Aleppo, die syrische Handelsstadt und Industrie-Metropole, hatte durch die Kämpfe starke Zerstörungen erfahren. Es war deshalb keine leichte Aufgabe für Erzbischof Tappouni, nach seiner Befreiung aus der Haft gerade hier den kirchlichen Wiederaufbau zu leiten. Seit 1919 als Patriarchal-Vikar und seit 1921 als Metropolit der Erzdiözese gelang ihm die Überwindung der Kriegsfolgen und die Neuorganisation des kirchlichen Lebens.

Im Mai 1929 öffnete sich Monsignore Tappouni ein neues Wirkungsfeld. Der Heilige Stuhl ernannte ihn zum Apostolischen Administrator des Syrischen Patriarchats von Antiochien. Im Juni des gleichen Jahres wählte ihn die Synode einstimmig zum Patriarchen. Am Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus, am 29. Juni 1929, erfolgte die feierliche Inthronisation in Beirut. „Pax et caritas" — „Friede und Liebe" schrieb sich der Patriarch in sein Wappen, das in seinem Mittelpunkt das Buch der Bücher zeigt.

„Friede und Liebe" versuchte Patriarch Tappouni während seiner ganzen Wirkungszeit zu vermitteln. In ihm wurde auch nach außen hin offenkundig, wie sehr der jahrhundertelange Kampf zwischen Rom und dem Osten längst eine Angelegenheit der Historiker ist. In dem Wirken dieses Kirchenfürsten des orientalischen Ritus zeigte sich in gleicher Weise, welcher Hochschätzung die unierte Ostkirche sich unter den letzten Päpsten erfreut. Mochte man sich in früheren Jahrhunderten über Fragen des Ritus nicht verständigt haben, heute — und nicht zuletzt dank der Mittlertätigkeit des Patriarchen von Antiochien — ist das gegenseitige Verstehen mehr und mehr gewachsen. Heute sind die neun Millionen unierten Katholiken, von denen die 75 000 Syrer unter ihrem Patriarchen nur einen Bruchteil bilden, ein wichtiges Glied unter den 400 Millionen katholischen Christen in allen Erdteilen und Ländern. Pius XI., der sich mit seiner ganzen Leidenschaft um die Union mit den Ostchirchen mühte, verlieh dem sichtbaren Ausdruck, indem er Ignatius Gabriel Tappouni im Konsistorium vom 15. Juli 1929 zum Mitglied des Kardinals-Kollegius ernannte. Gleichzeitig berief er den Patriarchen von Antiochien zum Mitglied der Kardinalskongregation für die Orientalische Kirche und zum Mitglied der Päpstlichen Kommission für die Neufassung des Kirchenrechts für die Ostkirche.

Wichtige Aufgaben sind Kardinal Tappouni damit zugefallen — Aufgaben, denen er seine reichen Gaben und seine vielseitigen Erfahrungen widmet. Daß er daneben seine Hirtenpflichten nicht geringer schätzt, davon zeugen eine Reihe von verdienstvollen Taten während seiner Regierungszeit. Zahlreiche neue Schulen und Kirchen verdanken seiner Initiative ihr Entstehen. Der Neubau einer würdigen Patriarchal-Residenz wurde ebenso vom ihm durchgeführt wie die Reorganisation des Seminars von Charfeh. Besondere Förderung verdankt dem Patriarchen auch die von den Jesuiten geleitete St-Josephs-Universität in Beirut. Inmitten der Welt des Mohammedanertums stellen die kleinen unierten Diözesen Vorderasiens nur Inseln dar. Daß aber von ihnen trotz aller Bedrängnisse das helle Licht des Glaubens ausstrahlt, das danken wir neben der göttlichen Hilfe Männern wie Ignatius Gabriel Kardinal Tappouni.





Auch das ist Amerika

Die Kirche in Amerika

Von Erzbischof Dr. Aloysius Muench, Apostolischer Nuntius in Deutschland

Seine Excellenz, der Apostolische Nuntius in Deutschland, Erzbischof Aloysius Muench, hat als Bischof von Fargo (USA) in seinem Bistumsblatt einen Artikel über die Diaspora in den Vereinigten Staaten von Nordamerika veröffentlicht. Nachstehend ein Auszug dieses bedeutsamen Artikels.

80 Prozent der 30.4 Millionen Katholiken der Vereinigten Staaten wohnen in den Städten. Die übrigen 20 Prozent sind auf ländliche Gegenden verstreut und leben im Süden und Westen des Landes vereinzelt unter Andersgläubigen. Diese amerikanischen Katholiken müssen oft so weit von jedem Gotteshaus entfernt, so fern von einem Priester und so fern von einer geregelten religiösen Betreuung leben, wie die Gläubigen in den großen Missionsgebieten Afrikas, Chinas oder Indiens. In mehr als tausend Landkreisen der Vereinigten Staaten wirkt überhaupt kein katholischer Priester. Allein diese Tatsache beleuchtet den Charakter der amerikanischen Diaspora, der vielfach nicht einmal in den Vereinigten Staaten selbst voll bekannt ist, geschweige denn in Europa. In der Diözese Cheyenne gibt es z. B. nur 48 304 Katholiken. Die Diözese umfaßt das gesamte Gebiet des Staates Wyoming, der eine Fläche von 252 715 Quadratkilometer hat. Und in diesem ganzen Riesengebiet wirken nur 52 Priester, ich möchte besser sagen, Missionare. Diese Diözese ist genau so groß wie die Erzdiözese Freiburg, die Diözesen Rottenburg, Limburg, Fulda und die sieben bayrischen Diözesen zusammen. Diese Diözesen zählen eine katholische Bevölkerung von 10.4 Millionen und werden von 11 414 Priestern betreut.

Missionsdiözesen auch in U.S.A.

Im Süden der Vereinigten Staaten ist die Diaspora aber noch größer. Z. B. fällt der ganze Staat Tennessee mit dem Jurisdiktionsgebiet der Diözese Nashville zusammen. Unter einer Bevölkerung von 3.1 Millionen leben nur 48 000 Katholiken. Im Staat Mississippi, wo sich nur die Diözese Natchez befindet, gibt es nur 53 700 Katholiken bei einer Gesamtbevölkerung von 2.2 Millionen Einwohnern. Die Diözese erstreckt sich über 120 000 Quadratkilometer und ist damit 31 000 Quadratkilometer größer als Irland. Aber Missionsdiözesen gehören zur Diaspora der Vereinigten Staaten. Es gibt kaum eine Erzdiözese in U.S.A., die keine größere oder kleinere Diaspora besitzt, wenn man sie mit der in Deutschland üblichen

Norm mißt. Einige Tatsachen mögen das erläutern:

Über die 48 Staaten der Union zieht sich ein Netz von 133 kirchlichen Jurisdiktionsgebieten. Eingeschlossen sind Hawaii und die Äquator-Inseln im Stillen Ozean und das Vikariat Alaska. Es gibt 26 Erzdiözesen und 106 Diözesen. 20 Diözesen erstrecken sich sich über das Gesamtgebiet eines amerikanischen Staates. Sieben Staaten haben nur zwei Diözesen und sechs Staaten drei. Nur 15 Staaten haben vier oder mehr Diözesen, z. B. New York, Illinois, Kalifornien und Texas.

In diesem Zusammenhang ist der Charakter der einzelnen Diözesen interessant. Fünf von ihnen haben weniger als 150 Priester und weniger als 125 Pfarreien. In westeuropäischen Ländern wäre eine solche Situation unvorstellbar. Infolge der dichten Bevölkerung in den meisten europäischen Ländern hat eine Erzdiözese gewöhnlich Hunderte von Pfarreien und mehr als 1000, oft sogar 2000 Priester.

Arm neben reich

Diese Tatsachen aus der Diaspora Amerikas sind vielfach auch in den großen und reichen katholischen Gemeinden in den Großstädten der U.S.A. nicht unbekannt. Hier sehen die Katholiken große Pfarreien, gut ausgestattete Schulen, schöne Einrichtungen der Caritas für Waisen, für betagte Leute, Arme und Kranke; sie wohnen dem Gottesdiest in gefüllten Kirchen bei, sie haben viele besondere Andachten und blühende Vereine der verschiedensten Gruppen. In einer Anzahl dieser großstädtischen Zentren des katholischen Lebens gibt es mehr Kirchen als im ganzen Gebiet der Mehrheit von 106 Diözesen.

81 Diözesen ohne Priesterseminar

Die Not in der ländlichen Diaspora rührt vor allem von der geringen Anzahl der Gläubigen in diesen Gebieten her und den weiten Entfernungen in diesen Diözesen. Die Kirchen sind hier wegen der wenigen Familien, die sie unterhalten, kleine Fachwerkbauten. Pfarrschulen können weder erbaut noch erhalten werden. Die Kinder müssen daher die öffentlichen Schulen besuchen, die in Amerika leider ohne Religion sind. Geldmangel verhindert in den kleinen Diözesen der Diaspora den Bau und Unterhalt von Seminarien, ebenso wie den Bau von Heimen für Waisen und alte Leute. 81 von den 106 Diözesen haben kein Diözesanpriesterseminar, 20 kein Waisenhaus und 37 kein Heim für alte Leute. Aus dem gleichen Grunde — Geldmangel — können die Diasporadiözesen kein gutes Diözesanwochenblatt finanzieren. Sie können sich auch nicht an den Arbeiten der nationalen Organisationen beteiligen. Die verfügbaren Gelder dieser Diözesen — die Kirche in Amerika bekommt keine Zuwendungen aus einer Kirchensteuer, sondern erhält sich aus den freiwilligen Opfern der Gläubigen — werden gebraucht für die Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung der Diözesanwerke, für den Religionsunterricht, für die Erziehung und für die Caritas. Die großen Entfernungen in diesen Gebieten, die sich ein Europäer kaum vorstellen kann, beeinträchtigen auch die Durchführung von Versammlungen, Zusammenkünften und Wallfahrten. Man kann sie nur bezirksweise abhalten. Auf Diözesanbasis sind sie nur mit großen Schwierigkeiten durchzuführen.

Priesternot — größte Not

Das größte Problem in diesen Diasporadiözesen ist aber die Gewinnung von Priesterberufen. Die Zahl der Gläubigen ist häufig als Basis hierfür zu klein. Wenn schon die größten Diözesen der U.S.A. es mit ihren Möglichkeiten — auch den finanziellen Möglichkeiten — schwer haben, für einen genügenden Priesternachwuchs zu sorgen, so ist es bei den kleinen Diasporadiözesen noch viel schwerer.

Die Arbeit der einzelnen Priester in der Diaspora der Vereinigten Staaten ist ungeheuer schwer. Sie zu erleichtern bemüht sich die gesamte katholische Kirche der U.S.A. Es ist selbstverständlich, daß die Kirche diesen Priestern und Bischöfen hilft. Die amerikanische Hierarchie ist sich ihrer Verantwortung aufs tiefste bewußt. Schon frühzeitig wurde die Gesellschaft zur Ausbreitung der katholischen Kirche gegründet, und im Jahre 1924 als besonderes Werk der Hierarchie das amerikanische Amt für katholische Missionen.

73 000 Städte ohne Priester

Beide Organisationen bringen in jedem Jahr Millionen Dollars zur Unterstützung der notleidenden Diözesen auf. Wie überall in den Missionsgebieten der Welt hängt auch hier leider die Erfüllung des Auftrages Christi „Gehet hin in alle Welt" mit von der Bereitstellung der finanziellen Mittel ab. Die Heimatmissionare von Amerika, die von dem verstorbenen Pater Howard Bishop gegründet wurden, haben die Aufgabe, Priesterberufe zu wecken und Priester in die Landbezirke und Landstädte der Vereinigten Staaten zu bringen, die noch keinen Seelsorger haben. Wie notwendig das ist, geht aus der Tatsache hervor, daß von den 78 000 Städten 73 000 ohne einen katholischen Priester sind. Die amerikanischen Katholiken sind sich ihrer Missionsaufgabe im eigenen Land voll bewußt. Sie hoffen, noch mehr Mittel als bisher für diese Mission aufbringen zu können.

Zu jeder Stund' aus Christi Wund'



Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht wird irgendwo in der Welt die hochheilige Messe gefeiert. Zu jeder Stunde fließt aus Jesu Wunde im geheimnisvollen Opfer der Altäre Lob und Dank, Gnade und Erlösung den Menschen. Nach der Zeit, zu der der heilige Vater in Rom das heilige Meßopfer feiert umgerechnet (europäische Zeit):

Von 6 bis 9 Uhr in Rom und in fast ganz Europa und Nordafrika.
Um 9 Uhr auf Island und auf den Azoren.
Um 10 Uhr in Grönland und Brasilien.
Um 11 Uhr in Neufundland, Venezuela, Bolivien und Argentinien.
Um 12 Uhr in Ostkanada, im Osten der U.S.A., auf Kuba, in Kolumbien, Ecuador und Chile.

Am Nachmittag:
Um 1 Uhr in U.S.A. (Mitte), in Mittelamerika (Guatemala) und auf den Galapagos-Inseln.
Um 2 Uhr im Felsengebirge in U.S.A., in Mexiko.
Um 3 Uhr im Westen der U.S.A. (Kalifornien.)
Um 4 Uhr in Westkanada und auf den Paumotu-Inseln.
Um 5 Uhr in Alaska und Havaii.
Um 6 Uhr auf den Aleuten und den Samoa-Inseln.

Abends:
Um 7 Uhr auf den Fidschi-Inseln und Neuseeland.
Um 8 Uhr auf den Marschall-Inseln, den Neuhebriden und Neu-Kaledonien.
Um 9 Uhr auf Kamtschaka, in Ostaustralien und Tasmanien.
Um 10 Uhr in Japan, Neuguinea und Mittelaustralien.

Wenn es in Rom Nacht ist:
Um 11 Uhr in der Mandschurei, Ostchina, auf den Philippinen, Borneo, Celebres und Westaustralien.
Um 12 Uhr in der Mongolei, Westchina, Hinterindien, Java und Sumatra.
Um 1 Uhr in Burma.
Um 2 Uhr in Vorderindien und auf der Insel Ceylon.
Um 3 Uhr in Iran.
Um 4 Uhr in Rußland, Irak, Arabien, Somaliland und Madagaskar.
Um 5 Uhr auf dem Balkan, in der Türkei, in Ägypten und in Ostafrika.

Zuletzt

Über sieben Bäche geht es,
Herr, mein Herz, zu dir,
Und mit sieben Winden weht es
Rauh entgegen mir.
Doch dann wird an deinem Pförtchen
Alles gut und still,
Wenn ich harre mit dem Wörtchen:
Herr, tu auf, ich will.

Heinrich Federer



Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Fortsetzung

Nach einer langen Zeit kam Goldiner in die Stube. Er streifte die Hemdärmel wieder herab und schlüpfte in seinen Rock.

Grüß Gott, Frau Hellensteiner!" sagte er, als er die Bäuerin sah, nannte seinen Namen und verbeugte sich, „aber der Motor hat mich wirklich interessiert."

Er reichte Agnes die Hand. „Ich gratuliere!" und setzte wieder ein Lachen an. „Nicht jede Mutter hat einen Sohn wie diesen. Prüfen wollte ich ihn. Es ist gar nicht einfach, das mit dem Motor. Es liegt wirklich am Zylinder. Allerdings, ganz klar ist das noch nicht. Zweitaktmotoren sind überhaupt eine problematische Sache. Doch —" er nahm mit einer leichten Verbeugung den Stuhl wieder — „eine Gefahr sehe ich. So evident auch seine Begabung ist, Lukas wird sich entscheiden müssen. Man kann nicht Seilbahnen und Traktoren, Autostraßen und Zweitaktmotoren zu gleicher Zeit im Kopfe haben. Die Technik hat sich so ungeheuer in die Breite entwickelt, daß nur mehr der Spezialist vorwärtskommen kann. Freilich zuerst heißt es: Solide Grundlage. Es ist alles an ihm gewachsen, so daß er selbst kaum mehr durch das Gestrüpp hindurchfinden kann. Trotzdem auch dir, Ambosser, meine Hochachtung! Hat viel gelernt, der Bursche. Und nun zur Sache: Schulen?"

„Nur die Schulen im Dorf!" sagte der Fioller.

„Wie es hier im Lande um die Schulen steht, schrieb ich Euch, Goldiner", fügte der Schmied hinzu.

„Doch Lukas ist in beiden Sprachen gewandt genug", warf Agnes ein.

„Auch ein Gewinn", gab Goldiner zu, „ich schlage also vor: Mittlere technische Lehranstalt! Graz zum Beispiel. Er wird es im Anfang schwer haben. Vielleicht wäre Leoben besser. Da kommt manchmal so einer aus dem hintersten Zillertal daher oder aus dem weltverlassenen Pinzgau. Ihr nehmt es nicht übel! — Der schnappt auch wie ein Fisch auf dem Trockenen. Doch mir ist nicht bange um den Lukas. Was steckt nicht alles in dem Kerl!

Seid Ihr einverstanden, Hellensteiner?"

Der Fioller blickte auf das Glas nieder: „So etwas will überlegt sein!" sagte er mit schwerer Stimme.

Goldiner trank und lobte den Wein. „Welch ein edler Saft!" rief er, und sein Antlitz strahlte. „Was fehlt hier noch zur irdischen Seligkeit? Ich finde alles, was dazu not ist!" Da flog die Tür auf.

„Er läuft!" stürmte Lukas in die Stube, „Herr Goldiner, er läuft!"

„Was sagte ich?" rief Goldiner und lief schneller, als man es ihm zugetraut hätte, den Gang hinüber zum Turm, das Weinglas in der Hand.

Schon im Flur hörten sie ein scharfes, gleichmäßiges Geräusch, das im Gewölbe widerhallte.

Eine Weile lang standen sie alle schweigend in der Kammer und starrten auf den Motor nieder, als wäre es ein lebendiges Wesen, das in diesem Augenblick erst in das Dasein gerufen wäre.

„Etwas asthmatisch ist er noch, Lukas! Doch das läßt sich gleich regulieren!" lachte Goldiner in das Hämmern des Motors hinein.

Lukas sprang die Freude aus den Augen.

„Auf Fioll", seine Stimme bebte vor Stolz, „brauchen wir dann kein Holz mehr zu sägen. Natürlich müßten stärkere Motore her. Es müßte ein Gatter oder eine Kreissäge her! — Noch besser beides zugleich, man könnte es günstig verbinden." Er kam nicht zu Ende, so überstürzten sich seine Gedanken.

Da wandte sich die Mutter zu Goldiner hin.

„So ein Motor arbeitet doch für einen ganzen Mann, nicht wahr?" lächelte sie.

„Gewiß, gewiß", nun begriff auch Goldiner, wie sie es meinte, „er kann einen ganzen Menschen ersetzen! Spielend sogar! Gar keine Frage!"

„Wenn der Motor beispielsweise eine Kreissäge treibt und selbst die Bloche schneidet", fiel der Schmied fröhlich ein, der spürte, daß es um das Letzte ging, „so fällt die Arbeit besser aus, als wenn sie ein Mensch tun muß, der nur halb bei der Sache ist, weil er anderes im Kopfe hat, als Bloche zu sägen, zum Beispiel: Motoren zu bauen!"

Alle sahen auf den Fioller hin, der schweigend auf den Motor starrte.

„Stell ab, das Teufelszeug", sagte er, ohne aufzusehen.

Da machte sich der Goldiner die Stille, die eingetreten war, sogleich zunutzt: „Weil ich eben meinen Wein in der Hand habe", lachte er freundlich, seine Augen liefen vergnügt rundum, „ich bin der einzige, der ein Glas in der Hand hat. Aber: Tut nichts! Wir wollen ihn leben lassen! Den Motor, meine ich! Und den Lukas dazu!"

„Bedanke dich bei deinem Vater", sagte der Schmied plötzlich so ernst, daß ihm alle betroffen in das Gesicht blickten, „du darfst studieren, Lukas!"

„Vater!" Seine Stimme überschlug sich. Er wollte etwas sagen, doch nu rein rauhes Gurgeln kam aus seiner Kehle. „Studieren, wirklich, Vater? Technik studieren, Motorenbau, Maschinen!"

„Studieren ja, aber für den Hof!" sagte der Fioller kurz und bestimmt, kehrte sich rasch, wie es seine Art war, herum und ging aus der Kammer.

Goldiner warf den Kopf zurück und trank das Glas leer, dann schlug er Lukas auf die Schulter: „Wir bauen zusammen Motoren, he?"

„Motoren!" strahlte Lukas. —

„Was hat es gegeben?" fragte Anselm, als Lukas wieder an die Säge kam.

„Nichts", sagte Lukas, nahm die Säge und riß an, „nur mit diesem Gesäge ist es bald zu Ende auf Fioll." —

Als der Abend dämmerte, sprang Lukas durch den Anger nach Tschelm hinüber.

„Halloo, Ev!"

Ev stand am Brunnen und ließ das Wasser in den Eimer laufen. Sie war tagsüber nicht mehr bei den Schafen, seit sie der Mutter als Jungmagd an die Hand gehen mußte.

„Hast du es schon gehört, Ev?"

Der Wind, der kühl vom Walde hersprang, spielten in ihrem Haar. Die hellen Strähnen fielen ihr in die Stirn.

„Ob du es gehört hast, Ev! Ich ließ doch eigens das Fenster in der Machkammer offen. Du mußt es doch gehört haben, wie mein Motor lief!"

„Sprichst du schon wieder von deinem Motor, Lukas? Immer nur deine Maschinen!"

„Weißt du, Ev, der Direktor, der eben mit seinem Wagen wieder abgefahren ist — hast du ihn gesehen? Den Wagen, mein' ich! Steyr 220 —, glaubte, die Schlitze wären nicht weit genug. Doch ich wußte, es lag am Zylinder. Da hat er nachgerechnet. Jetzt kamen wir darauf, daß . . .""

„Bist du deshalb gekommen, Lukas?"

Ev blickte ihn mit ihren Augen so seltsam an. Er schwieg eine Weile und sah, daß sie so hell waren wie das Wasser, das aus dem Brunnen lief und gleich frisch und voll Leben wie dieses.

„Es ist noch etwas anderes, Ev!" Er stand auf der gegenüberliegenden Seite des Brunnens. Der breite Trog war dazwischen. Außerdem lärmte das Wasser sehr. Er mußte sehr laut sprechen.

„Wie? Was sagst du?" fragte Ev.

„Etwas anderes, Ev!“ rief er laut. „Ich darf studieren!“

Das Wasser lief schon längst über den Eimer. Ev griff schon nach dem Henkel. Doch nun ließ sie ihn wieder los.

„Was sagst du da?“

„Studieren, Ev! Es ist da eine Schule, eine technische Anstalt, in Graz oder Leoben, oder wie es heißt!“

„Ist das weit?“

„Sehr!“

Er schritt um den Trog herum. Nun stand er neben ihr.

„Ich werde Motoren bauen, Ev, mit Herrn Goldiner zusammen, vielleicht auch einmal Seilbahnen oder Brücken, alles, was man so braucht auf der Welt, Autostraßen, Kraftwerke, wie es eben kommt. Und Maschinen, Ev, Maschinen!“

„Und dein Vater läßt das gelten?“

„Ja! Der Vater meint, ich müsse für den Hof studieren Ich weiß nicht, wie er das meint. Ich muß erst mit dem Schmied darüber sprechen. Der versteht das besser!“

„Und weit, sagst du?“

„Ja, weit, sehr weit! In der Steiermark, Ev!“

Ev schwieg. Der Wind war auch ärgerlich. Immer blies er ihr die Schürze zur Seite. Und die Haare hingen schon wieder in die Stirn. Außerdem brauchte die Mutter wohl längst schon das Wasser.

„Da hast du keine Zeit mehr für mich, Lukas?“

„Nein, Ev, das habe ich nicht. Doch ich habe schon daran gedacht. Christoph wird auf dich schauen. Außerdem ist auch Anselm da!“

„Ach was!“ sagte Ev und schwang den Eimer in der Hand. „es braucht ja niemand auf mich zu schauen. Ich bin ja kein Kind.“

Damit ging sie in das Haus zurück.

Lukas sah ihr nach, wie sie, den Kopf zurückgeworfen, den Oberkörper zur Seite geneigt, mit dem schweren Eimer in das Haus schritt.

„Ich werde ihr einen Brunnen ins Haus bauen, wenn ich einmal groß bin, der Ev,“ dachte er.

V

Die Zeiten wurden immer schlechter. Der Mutz brauchte Geld. Die Viehpreise standen elend. Aber wenig hätte es geholfen, wenn sie auch besser gestanden hätten, denn der Mutz hatte kein Vieh mehr im Stall, das zu verhandeln war, bloß die zwei mageren Kühe. Aber die ließ die Mutzin nicht her. Sonst würde der Hunger noch ärger durch die Hütte pfeifen, wie sie sagte.

Die Holzpreise waren nicht viel besser. Doch der Mutz fluchte darüber nur, weil er das Fluchen schon gewohnt war. Was in seinem Walde geschlagen werden konnte, hatte der Segatelli längst herausgeschlagen. Der Mutzenwald sah wie ein abgebranntes Dorf aus, durch das die letzten Katzen schleichen. Um die Ödnis wieder aufzuforsten, fehlte es dem schwarzen Mutzen an der Geduld; denn die Lärchen wachsen langsam. Die lassen sich nicht treiben. Denen schafft ein Höherer an, wie sie wachsen sollen. Derweil war einer wie der Mutz dreimal schon verhungert, wenn ihn auch sein Weib, die Kathrin, bisher noch jedesmal vor dem Ärgsten bewahrt hatte. Doch das gab der Mutz niemals zu. „Verflucht in die Höll, die Kathrin“, rief er. Die Kathrin war der schwärzeste Schatten, den sein Elend in diesen Zeiten warf. Lies, die Tochter, die einzige, diente drüben in Völs und hatte Vater und Mutter vergessen.

Also ließ der Mutz schiefer noch die schiefe Schulter hängen, reckte den viel zu langen dürren Hals, auf dem der strohborstige Mauskopf verdächtig schwankte, schräg in die Luft wie ein Schiff, das im Stranden den Mast schief in den Wind legt als weithin sichtbares Signal, daß es zu Ende geht.

Dann soff er daheim den letzten sauren Rest aus dem Weinglase, spuckte kräftig hinterdrein in die Ecke und schmiß die Tür zu, daß die ganze Hütte wackelte.

Wo sollte einer in dieser lausigen Zeit Geld hernehmen, um die Schulden zu bezahlen, und viel Geld noch dazu? Vielleicht daß ihm beim Lammwirt drüben etwas einfiel: denn dort hatte er immer die besten Gedanken.

Der Mutz schnupperte um dasAuseck herum. Beim Troi stand das Küchenfenster weit offen. Es roch nach einem schweineren Braten, der wohl vom Mittag übrig geblieben war. Bei der Kathrin roch es bloß nach Plenten. Der Troi war ein Falschhauser, ein Scheinheiliger, einer, der tat, als wäre bei ihm schon Matthäi am letzten. Und dabei legte sein Weib heimlich das Schweinere in die Pfanne, an einem gewöhnlichen Sonntag, wo es bei ihm nur Plenten gab.

Jetzt stapfte der Mutz den Weg zum Friedhof hinan. Dies war das übelste Stück auf seinem Gange zum Wirt. Da lief es ihm jedesmal eiskalt über den Rücken, und er dachte dann, daß er auch einmal so daliegen müßte, ohne Wein, ganz nüchtern, um das Gras von unten anzuschauen, das nicht mehr grün und freundlich ist, sondern grausig ausschaut. Hastig, als wäre er jetzt gerettet, griff er nun nach dem eisernen Geländer, das die Stufen hinab zum Lammwirt führte.

Etliche einsichtige Sonntagsgäste saßen im Hausflur um den schmalen Tisch herum. Der Mutz beachtete sie nicht. Er schob den Hut tiefer in die Stirn und drückte die Klinke der Stubentür nieder. Es war noch nicht Abend und doch nimmer recht Tag. Die Stube war kaum voll. In der Ecke, etwas erhöht, am „noblen Tisch", wie es dort hieß, saßen die Bauern, die früher einmal im Ausschuß der Gemeinde gesessen waren. Jetzt gab es keinen mehr, was den Mutz grimmig freute; denn früher war er auch da oben gesessen, ehe sie ihn, alle miteinander, in das Elend gebracht hatten. Mit denen da oben hatte er längst abgerechnet. Da schaute er gar nicht mehr hin.

Seit jener Zeit hatte er seinen festen Platz beim Ofen bezogen. Da war es besser sitzen, halb im Dunkel, den Rücken wohlig durchwärmt. Dabei konnte er viel besser sehen, was in der ganzen Stube vor sich ging. Der Tisch beim Ofen war leer. Das heißt, es saß wohl einer dort, doch nur der Pedrotti, der schlitzäugige. Aber der zählte nicht für den Mutz, seit er ihm den Handel mit dem Weinberg so verdorben hatte. Und außerdem, was war denn schon der Pedrotti? Wußte einer, wovon er eigentlich lebte? Vom Mutz wußte es jeder. Der lebte von seinem Hofe, denn so oder so, er war der Besitzer des Anwesens „Zum Mutzen". Das konnte jeder, der es nicht glaubte, im Grundbuche sehen, schwarz auf schwarz, denn auf dem Weißen lagen schwer die Hypotheken. Aber Hof ist Hof. Wegtragen konnte ihn keiner. Darum, mit so einem, wie der Pedrotti war, ließ er sich gar nicht ein. Wenn er vielleicht auch unten auf dem Ofentisch, bei dem er jetze saß, mit solchen wie der Pedrotti einer war, zusammentraf, daß er von dem „noblen Tisch" da oben kam, hatte der Mutz doch nicht vergessen. Nicht einen Fingerbreit rückte er den Hut, da mochte ihn der Pedrotti noch so großartig grüßen.

Der Lammwirt hatte seinen guten Tag. Sein breites, fröhliches Weingesicht glänzte sonntäglich. Sonntäglicher noch die Nase darin, eine Nase, wie sie ein Wirt braucht, als Renomee für seinen Wein. Er gab dem Mutzen die breite Hand. Ein gutes Vorzeichen! Der Mutz begann auch, kaum daß er saß, über die miserablen Viehpreise zu schimpfen, was der Wirt sogleich verstand und ihm den Wein hinstellte, einen ganzen Liter, während der Mutz doch nur auf einen halben gesetzt hatte, obgleich sein Durst weit darüber hinausragte, so hoch wie der Kirchturm über das Dorf.

Am Tische nebenan spielten die Burschen, die ledigen Perlaggen. Sündhaft zu dieser frühen Stunde! Der Mutz beachtete sie nicht, die Rotzer, die grünen. Was verstanden die, wie schwer es ein Bauer heutigentags hatte!

Die Tür ging. Der lange Toni kam herein und schwenkte heftig seinen spitzigen Kopf, was für die „Noblen" einen Gruß bedeuten sollte, den sie aber kaum erwiderten. Dann rückte er, als Kleinhäusler, neben den Mutz zum Ofen hin.

Der magere Mutz stellte die Flasche mit dem Wein breit vor sich hin, um zu zeigen, wieviel er dem Wirt noch gelte. Da er schon in der richtigen Stimmung war, begann er sogleich: „Heute düftelt's aber fein aus deiner Kuchl, Troi."

Der Troi verstand noch nicht, was er meinte. Er brauchte immer länger dazu als andere Menschen.

„Bis zum Friedhof düftelt's, dein Schweineres!" begann der Mutz von vorne wieder, „gar die Hinigen recken ihre Nase auf!"

Der Troi war die Gemütlichkeit selbst. Also lächelte er bloß dem Mutzen sanft mit seinen wasserblauen Augen zu und schnupfte in seine Nase, auf der etliche Sommersprossen standen, was dem versönlichen Ausdruck seines Gesichtes sehr zugute kam.

Dem Mutz wollte überhaupt kein richtiges Gespräch gelingen. Der Troi war mit sich völlig zufrieden, und der Pedrotti hing mit düsteren Blikken über dem Tische.

Wieder ging die Tür. Drei Männer traten ein, voran der Vitus Schenk, der Holzhändler aus Cristein, ein flinker, beweglicher Mann, stämmig und fest, wie ein lärchenes Bloch. Sogleich schoß er auf den noblen Tisch hin, wobei er aber die Stufe übersah und dem dicken Stampfeter in die Arme stolperte. Dieser fing ihn sogleich auf und rief mit seinem abgründigen Baß: „Hö, Holzwurm! Nicht gar so hitzig! Der Wald brennt noch nicht!"

Der Vitus Schenk aber, wie er es so von seinem Geschäft gewohnt war, nutzte sogleich die Situation aus und lachte schallend: „Hab' nicht gewußt, daß ihr so hoch oben seid!" Seine Stimme klang schneidend.

„Ja, der Schenk", rief der Mutz vom Tisch herüber, „Schenk heißt er, weil er es geschenkt will, das Holz!"

Niemand achtete darauf, der Holzhändler schon gar nicht; denn beim Ofentisch war noch niemals ein guter Handel zustande gekommen. So einen wie den Mutz überließ er mit seinem windigen Holz ruhig dem Segatelli.

Eben wollte der Mutz einen schärferen Trumpf darüberschlagen, da hatte er die beiden erkannt, die mit dem Schenk gekommen waren, und schwieg sogleich; denn nun gab es Wichtigeres zu tun. Es waren der Schmied, Kajetan Ambosser, und der Fioller.

Die beiden grüßten kurz und setzten sich zum

Tisch an das Fenster. Sie kamen nur selten ins Wirtshaus und hatten daher keinen festen Platz.

Der Mutz hatte schon die Flasche geleert. Trotzdem begann er seine Sache gründlich und mit Bedacht. Erst verwickelte er den Lammwirt in ein Gespräch, in welchem er noch deutlicher auf die Bleß anspielte, und schilderte, was für ein Wunder an Kuh sie sei, bis ihm der Lammwirt die Flasche ein zweitesmal füllte. Da der Mutz schon daheim einige Liter aufgelegt hatte, reichte es ihm jetzt aus, um, wa ser vorhatte, richtig zu bestehen; denn der, der da drüben so ruhig saß und auf den Kirchplatz blickte, als gäbe es übles auf der Welt, war am meisten schuld an seinem Elend. Wieder fiel ihm der Weinacker ein. Wie war es zugegangen dabei? Erst hatte der Pedrotti geboten, schlecht. Der Fioller ging darüber, denn er wollte einem Fremden wie dem Pedrotti diesen Acker nicht gönnen. Das wußte der Mutz. So machte er den Pedrotti stärker, daß er ein gutes mehr bot, nur um den Fioller hinaufzutreiben, heimlich aber schwor der Mutz dem Pedrotti den alten Preis in die Hand für den Fall, daß der Fioller nicht mehr darübergehen sollte. Ging er trotzdem darüber, so sagte er ihm das halbe Aufgeld zu. Der Fioller ahnte, was gespielt wurde, und ging nicht darüber. Also sollte dem Pedrotti der Acker zum alten Preise bleiben. Doch als er zahlen sollte, fiel er um wie ein leerer Hafersack. So blieb dem Mutzen nichts anderes übrig, als den Weg hinauf nach Fioll zu gehen, einen Weg, bei dem ihn jeder Schritt zehnmal reute. Der Fioller ließ sich Zeit. Es dauerte lange, bis der Handel recht und schlecht zusammenging. Kein Wort mehr als nötig sprach der Fioller, und den schlechtesten Wein stellte er als Nachtrunk auf den Tisch. Der Mutz wußte wohl warum.

„Hö, auf!" stieß der Mutz nun den Pedrotti an und schob ihm das Weinglas hin.

Der Pedrotti hob die Augen, nahm das Glas und trank.

Der Mutz spähte zum Fensterplatz hinüber. Der Holzhändler hatte sich zum Fioller gesetzt und machte ihm Augen wie ein Liebhaber, daß dem Mutzen alles rot vor den Augen wurde. Freilich, Wald hatte der Fioller genug, den schönsten weitum.

Es hieß, Lukas, der Fiollersohn, würde studieren. Hatte es so etwas je einmal gegeben, einer, der doch der Älteste auf dem Hofe war? Wer weiß, was der Fioller damit im Schilde führte, wieder etwas ganz Besonderes! Wie sehr auch Mutz sein Gehirn anstrengte, aus dieser Sache konnte er nicht viel machen. Da mußte schon etwas Schärferes her.

Der Schenk zog ein abgegriffenes Notizbuch aus der Tasche und kritzelte etwas hinein. Der Fioller sah ihm über die Schulter zu. Doch es schien dem Mutz ausgeschlossen, daß der Fioller jetzt, wo das Holz so tief im Preise stand, etwas aus seinem Walde verkaufen würde. Was der Lukas brauchte, war wohl im baren reichlich vorhanden. Wieso auch nicht! Was hatte allein die Welsche an Geld mitgebracht! Die Welsche, ja! Reich war sie und außerdem, ein Weib, nach dem die Mannsbilder noch immer den Kopf umdrehten. In Bozen hätte einer gesagt, so hieß es, schade sei es, daß eine Frau wie diese auf einem verlassenen Berghofe säße. Ein Schloß im Etschtal stände ihr besser an.

Der Schmied legte dem Fioller die Rechte auf die Schulter und sagte ihm etwas ins Ohr. Der Mutz konnte es leider nicht hören. Weiß der Teufel, was die beiden miteinander hatten! Vielleicht sprachen sie über die Weiber, denn die Weiber waren es, weshalb die beiden so fest zusammenhielten. Der Schmied wußte wohl, warum er nur mehr Gesellen in seine Werkstatt stellte, die weißhaarig waren und einen spitzen Buckel hatten. Der Fioller aber — ganz sah da der Mutz nicht durch. Daß sein Weib eine Welsche war, hatte ihm wohl die Freude an ihr verleidet. Damals, beim Streit um die Genossenschaft — ja, da hatte er es ihm gegeben. Hätte der Hieb nicht so gut gesessen, wäre nicht nach den drei Buben plötzlich alles zu Ende gewesen. Aber steckte da nicht mehr dahinter? Der Fioller sah nicht nach einem Heiligen aus. Ein Mann in seiner besten Kraft, einer, der einem Weibsbild schon Freude machen konnte, der wohl! Und es hatte da einmal ein Gerede gegeben . . . .

Der Mutz trank das Glas leer, wischte sich über den Mund und füllte es zufrieden von neuem an. Jetzt hatte er die richtige Stelle gefunden. Das war es.

„Was saufst denn nicht, Pedrotti?" rief er so laut, daß man es über die ganze Stube hören konnte. „Geschieht dir recht, wenn du den fremden Wein saufen mußt. Hättest meinen Weinacker genommen, könntest deinen eigenen saufen!"

„Was saufst denn du einen fremden?" knurrte der Pedrotti in einem gebrochenen Deutsch und sank sogleich wieder in sein Brüten zurück. Gut gegeben, scharf genug, wenn man seine Gutmütigkeit bedachte. Dieses Wort brachte den Mutz noch mehr in Wut.

Er schenkte nach und schielte zum Fensterplatz hinüber. Mit dem Pedrotti kam er nicht weiter. So fragte er den Toni ganz freundlich: „Hast dein' Acker gebaut, Toni?"

Der Toni legte den Kopf schief und lächelte vorsichtig: „Das wohl!"

„Und geht die Saat schon auf?"

„Das wohl!"

Da rief der Mutz laut: „Es gibt einen Acker, auf dem nichts mehr aufgeht!"

„Wie das?" fragte der Toni unschuldig und zog die Augenbrauen hoch.

„Ich weiß einen in der Nachbarschaft, auf dem geht schon Jahr für Jahr nichts mehr auf!"

Der Mutz beobachtete, während er dies sagte, scharf die ganze Stube. Er sah sogleich, wie die „Noblen" die Köpfe hoben. Wenn es auch bloß der Mutz war, der schrie, geschrien war es doch.

„Was ist das für ein Acker?" fragte der Toni nichtsahnend.

Da schlug der Mutz die Faust auf den Tisch, daß der Wein aus dem Glase sprang, und schrie über die Stube hin: „Auf dem Acker zu Fioll geht nichts mehr auf!"

Hö, so wohl! Der Mutz soff das Glas leer hinterdrein.

Der Toni schob den Kopf tief in die Schulter. Auf das ging es hinaus, oh, verdammt! Verschwunden wäre er am liebsten. Kein Wort fragte er mehr.

Der Mutz blinzelte nur schief aus den Augenwinkeln. Doch er sah sogleich, wie der Fioller drüben am Fensterplatz den Stuhl zurückschob.

„Hoi!" stieß da der Mutz den Troi in die Seite, „möchst wohl wissen, warum auf dem selbigen Acker nichts mehr aufgeht?"

Der Troi zog den Kopf noch tiefer ein und schüttelte bloß abwehrend beide Hände: „Nichts, nichts will ich mehr wissen!"

Der Mutz hörte genau, wie der Fioller jetzt mit schweren Schritten durch die Stube ging, geradenwegs auf den Ofenplatz zu, obwohl er nicht hinsah, so als ginge ihn das gar nichts an. Aber er wußte genau, daß er jetzt nicht mehr viel Zeit hatte. Was er anbringen wollte, mußte er im Augenblick anbringen.

„Etwa, Trio", schrie er los, „daß der Bauer auf einem andern Acker angebaut hat, hö?"

Schon fühlte der Mutz eine Faust in seinem Nakken. Er drehte sich langsam herum und sah, daß die „Noblen" alle aufgesprungen waren. Sogar die Burschen hielten im Perlaggen ein. Der Lammwirt kam aus der Schenk geschossen. Es war alles genau so, wie es der Mutz gewünscht hatte.

Jetzt hob ihn die Faust aus der Bank. Er blickte empor und sah dem Fioller ganz nahe in das Gesicht. Aschfahl war es, die Lippen blaß, unheimlich leuchtete es in den Augen.

„Was redest du?" Kaum, daß der Fioller das Wort aus der Kehle brachte.

Da sprang der Schmied herzu und faßte den Fioller am Arm.

„Damit ist nichts gerichtet!" sagte er schwer.

Doch der Fioller hörte nicht auf ihn.

„Was redest du?" stieß er zwischen den Zähnen hervor. Armselig hing der Mutz an seinen Fäusten.

„Am hellen Tag schon den Unfrieden!" zeterte der Lammwirt und wollte dazwischenschreiten. Auch die anderen kamen näher.

„Fioller", sagte der Bergater, der früher im Dorfe Bürgermeister war, „wir haben wohl gehört, was dir der Mutz gesagt hat. Wir geben dir Zeugenschaft!"

Der Fioller wandte den Kopf.

„Was hab' ich gesagt?" schrie der Mutz, der wieder Luft in seine Kehle bekommen hatte, „nichts hab' ich gesagt. Vom Acker hab' ich geredet. Darf einer nicht mehr vom Acker reden? Troi, du bist Zeuge! Hab' ich was anders als vom Acker geredet?"

„Laß ihn, Fioller!" sagte der Schmied wieder, „besoffen, wie er ist!"

Schwer atmete der Fioller und besann sich lange. Dann warf er den Mutz in die Bank zurück, daß das Holz in den Fugen krachte. Kein Wort sprach er mehr, schritt auf die Tür zu und ging, der Schmied mit ihm. —

Nicht durch das Dorf ging der Fioller in dieser Stunde. Er nahm den Weg durch den Lärchenwald, der sich jenseits des Rosenberges über die Höhe hinzieht.

Schwer war der Himmel verhangen. Düsteres Gewölk stand über dem Schlern. Nur von Zeit zu Zeit kam die Sonne durch. Dann liefen die Wolkenschatten unheimlich wie aufgescheuchte Vögel über das Land.

Fest griff der Fioller aus, als wäre ihm bange vor seinem eigenen Zorn und er müsse sich noch immer fürchten, dieses erbärmliche Leben, das er schon in seinen Fäusten gespürt hatte, auszulöschen für immer.

Als er das Tor am Wege öffnete, sah er dem Freunde voll ins Gesicht. Er sah die Narbe, die rot auf der Stirn brannte und die Hälfte des Gesichtes völlig auslöschte, als wäre jedes Leben daraus entwichen. Ja, ihn, den Kajetan Ambosser, hatte das Schicksal wohl hart getroffen, als es ihm das Zeichen seines Unglücks in das Antlitz schrieb. Doch ärger noch brannte jenes Mal dem Fioller im Herzen, das niemand sah, das er heimlich tragen mußte, das Mal, an das der eine, weil er im Rausch war, mit groben Fingern gerührt hatte, an das Mal seiner Schuld.

(Fortsetzung folgt)

FATIMA STUDENT BURSE

In einem Gedicht an das Heiligste Herz Jesu heißt es: „Wir stachen dich mit Spott und Wut, Du taufteſt uns mit Deinem Blut — nun müssen wir dich lieben!" — Seit über zehn Jahren schon greift so mancher fromme Mensch nach seinem Geld: „Jesus zu Liebe!" Er sagt es keinem so, er sagt es sich nur selbst, ganz leise. Er denkt nicht einmal daran, ob Gott es auch hört. Die Liebe ist ja immer ganz leise, ganz demutsvoll. Für die Erziehung armer Studenten zum Priestertum Christi soll sein, was da „Jesus zu Liebe" geopfert wird. Und Gott sieht und hört es, ganz gleich, wie leise wir unser Opfer Ihm darbringen. Ausgelöscht kann werden jede Sünde. Und Gott löscht sie aus, vergibt sie uns, wenn wir uns reuevoll an Ihn wenden. Eines löscht Gott aber nie aus, und eines wird Er nie vergessen: Den kleinen Trunk Wasser, den wir dem Nächsten gereicht aus Liebe zu Christus! das Opfer, das wir gebracht, aus Liebe zu Gott! Es kann schon wohl noch werden, daß wir alle Namen, die auf dieser Seite Monat für Monat veröffentlichen, einmal im Buche der Ewigkeit wiederlesen werden! Lob sei der großen Güte Gottes!

Bisher eingenommen	$6,174.77
Miss A. Aschenbrenner, Fulda, Sask.	5.00
Ein Freund, North Star, Alta.	2.00
Georg Schurman, Denzil, Sask.	3.00
Mr. & Mrs. Guth, Salt Lake, Sask.	10.00
Mrs. M. Britz, Marysburg, Sask.	5.00
Ein Freund, Avonlea, Sask.	6.00
Ein Freund, St. Gregor, Sask.	3.00
	$6,208.77

Bitte, sendet euere Gaben an: **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

